

OR. SEM.

Oc
588





Sitzungsberichte
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Stiftung Heinrich Lanz
Philosophisch-historische Klasse
Jahrgang 1912. 17. Abhandlung.

Beiträge zur Kenntnis des Lebens
der mohammedanischen Städter,
Fellachen und Beduinen im heutigen
Ägypten

von

Friedrich Schwally
in Gießen

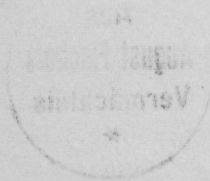
Eingegangen am 29. November 1912

Vorgelegt von C. Bezold



Heidelberg 1912
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 855.



Während meines letzten Aufenthaltes in Ägypten — in den Monaten Februar, März und April des Jahres 1912 —, der mir teilweise durch eine Subvention von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ermöglicht wurde, lebte ich fast ausschließlich als Gast in einheimischen Familien, zunächst vier Wochen im Hause eines Angehörigen des wohlhabenden Mittelstandes in einer größeren Stadt, dann ebenso lange bei einem Beduinenhäuptling im Südwesten des Faijum und schließlich noch 14 Tage unter Fellachen und Beduinen im Nordwesten des Sees Kārūn. Deshalb beginne ich meine Darlegungen mit dem häuslichen Leben in der Stadt.

Das muslimische Haus ist im allgemeinen nur für die Familie da. Dieselbe vermietet weder möblierte noch unmöblierte Zimmer, ebensowenig läßt sie Kostgänger zu. Das Wohnen in einem fremden Hause ist nur unter der Form der Gastfreundschaft möglich. Wer das' aus irgend einem Grunde nicht mag, muß ein eigenes Haus erwerben, sonst ist er auf Chane, Gasthöfe oder christliche Privathäuser angewiesen. Nur in ganz großen Städten sind die Angehörigen der niederen Schichten zum Teil genötigt, sich mit Wohnungen in Mietskasernen zu begnügen.

Das Lob der orientalischen Gastfreundschaft ist von den Schriftstellern aller Zeiten und Zungen schon so oft und laut gesungen worden, daß es sich kaum überbieten läßt. Dieses Lob ist durchaus berechtigt. Indessen sind doch auch nicht geringfügige Schattenseiten vorhanden. Da dieselben in den europäischen Reisewerken, soweit ich sehe, nur selten berührt und noch seltener erkannt sind, will ich versuchen, diese Lücke mit meinen Erfahrungen auszufüllen.

Eigentliche Fremdenzimmer gibt es wohl nur in den Villen und Palästen der Vornehmsten. In allen mir bekannten Häusern werden die Gäste in den Empfangsräumen (*selāmlik*, *mandara*) untergebracht, von denen die meisten Häuser nur einen, die des besseren Mittelstandes höchstens zwei besitzen. Da aber das Selāmlik in erster Linie zum Empfange der Besucher dient, ist es dem Gaste (*āḡef*) unmöglich, sich in einem solchen Zimmer nach sei-

nem Belieben einzurichten. Namentlich in den Häusern angesehener Personen, in denen vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Besucher kommen und gehen, ist der Gast nur selten imstande, etwas für sich zu lesen oder zu schreiben. In Ermangelung anderer Möbel als Divane, Sessel und Spiegel muß er sein ganzes Hab und Gut beständig im Koffer verwahrt halten. Erst spät am Abend, wenn kein Besuch mehr zu erwarten ist, kann der Diener Matratze (*martabe*), Bettuch (*milāje*), Kopfkissen (*maḥadde*) und Decke (*liḥaf*) bringen, um auf dem Boden des Zimmers dem Dēf das Lager zu bereiten. Am Morgen werden diese Gegenstände wieder zusammengerollt und in einen finsternen Winkel geworfen. Sind zwei oder mehr Gäste in einem Hause, so kommt alles Bettzeug morgens auf einen Haufen, was sehr oft zu unliebsamen Vertauschungen führt.

Als ich mich eines Tages rasierte, sah man mir neugierig, aber mit unverhohlener Mißbilligung zu. Endlich wandte sich ein Ägypter an mich mit den Worten: „Was du da tust, ist nicht gut, denn es verstößt gegen die Gewohnheit der Muslime“. Ein dabei sitzender, sehr fanatischer Tatare aus Daghistan bezeichnete meine Handlungsweise sogar als *ʿeb*, da Muslime sich nicht selbst zu rasieren pflegten. Nachdem ich zu meiner Verteidigung angeführt hatte, daß dies eben die Gewohnheit meines Landes sei und sie große hygienische Vorteile habe, ließ man mich gewähren.

Die Waschgelegenheit befindet sich nicht in einem Wohnraum, sondern vor oder neben dem Klosett, und ist für alle männlichen Familienglieder gemeinsam. Der Gast hat sich also mit diesen allen in einen Wasserhahn zu teilen, muß gewöhnlich wie die andern warten, bis er an die Reihe kommt, und hat bei seinen körperlichen Reinigungen neugierige Zuschauer. Nur die religiösen Waschungen, soweit sie nicht ihrer Natur nach in den Mustarāḥ gehören, dürfen in den Wohnräumen vollzogen werden. Viele Muslime der niederen Stände wenden gewöhnlich keine andere Waschung als die rituelle (*wuḍā*) an, nehmen aber dafür alle 8 oder 14 Tage ein Bad.

Der gering entwickelte Sinn für Reinhaltung der Wohnungen bringt es mit sich, daß selbst in den Häusern der besseren Stände Flöhe und Wanzen, Moskitos und Kleiderläuse schon im Februar in reicher Fülle vorhanden sind. Vielleicht die größte Sorgfalt wird auf die äußere Sauberkeit der in den Zimmern liegenden Teppiche verwandt. Doch muß man sich hüten, darunter zu sehen. Man

entblödet sich auch nicht, neben die Teppiche und hinter die Divane und Sessel zu spucken, oder den Auswurf des Mundes über die Köpfe einer ganzen Gesellschaft hinweg durch die offene Türe in den Korridor zu schleudern, worin die Einheimischen eine große Geschicklichkeit besitzen.

Die Bewegungsfreiheit des Gastes in einem mohammedanischen Hause ist sehr eingeschränkt. Es wird nicht gern gesehen, wenn er mit Leuten verkehrt, die zu seinem Gastgeber keine Beziehungen haben, oder wenn er Spaziergänge und Ausflüge auf eigene Faust unternimmt, anstatt sich von Angehörigen der Familie begleiten zu lassen. Nun sollte man meinen, daß die erwachsenen männlichen Glieder einer Familie doch einen großen Teil des Tages durch ihren Beruf in Anspruch genommen sind, so daß der Gast in dieser Zeit sich selbst überlassen bleiben könnte. Dieser Fall würde allerdings sehr oft eintreten, wenn die orientalischen Wohnungsverhältnisse den unsrigen glichen. Als ich zum erstenmal in Ägypten weilte, machte ich die Beobachtung, daß die meisten meiner mohammedanischen Bekannten in auffallend großen und ansehnlichen Häusern wohnten. Da sie diese Häuser als ihr Eigentum bezeichneten, mußte ich den Schluß ziehen, daß sie wohlhabend seien. Aber fast jedesmal, wenn ich eine solche Vermutung äußerte, wurde sie mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen, ohne daß man es für nötig hielt, mir eine Aufklärung zu geben. Wie ich erst später erfuhr, wird das ägyptische Haus in der Regel nicht von einer einzigen Familie, sondern von einer Gruppe verwandter Familien bewohnt, deren gemeinsamen Besitz es darstellt. Unter diesen Umständen und bei dem großen Kinderreichtum¹ der mohammedanischen Familien wird sich immer jemand finden, der dem Gaste Gesellschaft leisten und so das ersehnte Alleinsein unmöglich machen kann. Da der Fremde nicht über das Selämlik hinauskommt, so vergehen oft Wochen und Monate, bis er alle männlichen Insassen eines Hauses kennen gelernt hat.

Der Orientale ist ein Freund der Ruhe und bringt es fertig, einen ganzen Tag auf dem Divan zu hocken und vor sich hin zu brüten. Das Bedürfnis, spazieren zu gehen oder sich sonst zu zerstreuen, ist bei ihm nur schwach entwickelt. Ich habe manch-

¹ Ich habe in arabischen Zeitungen niemals Mittel angeboten gesehen, welche den Kindersegen einschränken, sondern nur solche, welche ihn befördern oder ergänzen sollen. In den arabischen Geschäftsreklamen der ägyptischen Ärzte findet man fast regelmäßig den Passus *ويعالج العقم عند النساء*.

mial sehr darunter gelitten und mich heimlich aus dem Staube gemacht. Wenn ich dann wieder zurückkam, war des Fragens kein Ende. „Wen hast du gesprochen?“ — „Was hat er gesagt?“ — „Was hast du darauf geantwortet?“ Oder ein anderes Mal: „Du bist auf dem Gebel gewesen?“ Antwort: „Ja“. — „Was hast du gesehen?“ Antwort: „Die Pyramiden“. — „Warum?“ — „Ich kann nichts dafür (استغفر الله), ich habe sie eben gesehen“ usw.

Naturgenuß, in unserem Sinne ist diesen Leuten so gut wie fremd. Oft unternahm ich mit meinen Freunden Ausflüge auf das Land. Aber sobald sie das vorgesteckte Ziel erreicht hatten, setzten sie sich gleich in ein Kaffeehaus und ließen ein Brettspiel (*taula*) *taula* bringen.

Dieses Spiel wird mit Leidenschaft von allen Ständen betrieben: von Gebildeten und Ungebildeten, von Reich und Arm, von Eselungen und frommen Schēchen. Der Name *taula* ist italienisch (*tavola*), aber die dabei gebrauchten Zahlenausdrücke sind persisch, was für die Herkunft des Spieles wichtig ist. Das Schachspiel ist dadurch sehr stark zurückgedrängt worden. In moralischen Traktaten und sogar in den Tageszeitungen habe ich oft heftige Worte des Tadels gegen *Taula*- und Würfelspieler — auch zur *Taula* gehören übrigens Würfel — gelesen. Der Mo'ajjad brachte darüber einmal folgende Auslassung:

وعلى ذكر العيد نقول ان الفرصة كانت مناسبة للقمار ولاعبه اذا كانت الاهالى
تجتمع في نقط معلومة وتجري اللعب من غير مبالاة ولا مراقب حتى اصبح لعب
القمار عندهم عادة بسيطة واذا دخلت البلدة تجد فيها طاولات مخصوصة للقمار يقضى
عليها المصابون بهذا الداء الوبيل طول الليل في لعب الميسر تاركين عيالهم يتقبلون على
فراش البلى والانفراد والوحدة فاليكم ايها العقلاء اسوق الكلام لعلكم تفقهون
ولو تبصرتم في الحالة التي وصلت اليها لادركتم بدهاة بانكم في خطأ مبين وان عليكم
واجبات اخرى يطلب منكم الاهتمام بها والقيام باعبائها ولو عملتم حسابكم ايها المقامرون
في آخر السنة لوجدتم الحسارة حليفتم اجمعين وعسى ولاة الامور يعيرون هذا الكلام
جانب الالتفات والعناية.

In den Kreisen meiner Bekannten wurde indessen *Taula* immer ohne Einsatz gespielt.

Die Mahlzeit gilt als eine Art heiliger Handlung. Zum

Beweise hierfür darf man sich allerdings nicht auf die Formel *bismillah al-rahman al-rahim* berufen, die vor der Inangriffnahme jedes neuen Ganges, und auf die andere Formel *el-hamdu lillah* bzw. *aškurak rabbuna*, die am Ende der Mahlzeit gesprochen wird. Denn derartige Tischgebete können, wie die Kulturgeschichte lehrt, aus den verschiedenartigsten Motiven hervorgegangen sein. Dagegen sind die beiden folgenden Vorschriften, daš das Essen wie das Gebet bedeckten Hauptes verrichtet werden muš, und daš das Essen ebensowenig wie eine andere heilige Handlung unterbrochen werden darf, wohl kaum anders denn aus der Heiligkeit zu erklären.

Als ich zum erstenmal als Gast in ein muslimisches Haus kam, sašen die männlichen Glieder der Familie gerade beim Mittagmahl (*ghada*). Obwohl sie mich sehr liebten und seit einem Jahre nicht gesehen hatten, fiel es doch keinem ein, von der Tafel aufzustehen und mich willkommen zu heišen, worüber ich natürlich als Neuling über alle Mašen niedergeschlagen war. Sie forderten mich nur durch fortgesetztes *Tafađdal*-Rufen zum Mitessen auf. Erst nach Beendigung der ganzen Mahlzeit und der vorgeschriebenen Reinigung fand eine ebenso feierliche wie herzliche Begrušung statt.

Da die Tafelrunde zur Zeit meiner Ankunft schon beim letzten Gange war, bekam ich nichts anderes als trockenen Reis und Brot. Denn Nachservieren ist nicht üblich. Diese Erfahrung mušte ich auch später noch öfter machen als mir lieb war.

Am Tisch sitzen zu bleiben, ohne weiter zu essen, verstošt gegen den guten Ton. Man muš die Kauwerkzeuge in beständiger Bewegung halten und vernehmlich schmatzen, um nicht den Anschein zu erwecken, als schmecke es einem nicht. Auch das Trinken ist von lautem Schlürfen begleitet.

Jeder, der satt ist, steht ohne Rücksicht auf die übrigen Tischgenossen auf und verrichtet die vorgeschriebene Reinigung von Hand und Mund, wobei auch für letzteren Wasser und Seife verwandt wird.

Die national-ägyptische Küche gilt allgemein als sehr schmackhaft, wenn auch oft als zu fett und zu stark gewürzt. Am meisten Überwindung kostet es wohl dem Fremden, schon in aller Frühe eine Portion Saubohnengemuse (*ful mudemmes*) hinunterzuschlingen. Doch wenn man wochenlang nichts anderes bekommt, hat man Zeit, sich daran zu gewöhnen. Zusammen mit Ful wird oft eine

Schale Honig oder eingemachter Oliven serviert. Diese Beigaben haben die Eigenschaft, etwaige unangenehme Geschmacksempfindungen zu beseitigen. Sonst müssen 2—3 Schälchen Kaffee diesen Zweck erfüllen. Kaffee wird auf Verlangen zu jeder Tageszeit gereicht; er ist aber weder ein Bestandteil des Frühstücks (*futar*) noch irgend einer anderen Mahlzeit.

Die Zusammensetzung des Mittag- und Abendessens ist wie überall in der Welt außerordentlich verschieden und hängt nicht nur von der Jahreszeit ab, sondern auch von dem Stand und den Neigungen der Familie. Ich bekam am häufigsten Melūhīje, Hammelfleisch in Tomatenbrühe und Reis. Zwischen den einzelnen Gängen verzehrt man Kresse, Zwiebeln oder Lauch, und zwar alles in rohem Zustande. Im allgemeinen kann man mit der Qualität des Essens zufriedener sein als mit der Quantität, da der Orientale viel weniger Nahrung zu sich nimmt als der Nordländer.

So verschieden auch bei uns die Essenszeiten in den einzelnen Häusern sein können, so herrscht doch in den meisten Familien eine ziemlich bestimmte, feste Gewohnheit. Dagegen habe ich in Ägypten überall die unglaublichste Unregelmäßigkeit angetroffen. Das Mittagmahl war manchmal schon um 12 Uhr fertig, am nächsten Tag erst um 3 Uhr, am dritten Tag wieder 1 bis 2 Stunden früher. Die Zeit des Nachtessens unterliegt ebenso großen Schwankungen.

Diese Zustände sind ein getreues Spiegelbild der Unordentlichkeit des ganzen Haushaltes. Die Einheimischen sind von Jugend auf daran gewöhnt und schlagen überdies den Wert der Zeit gering an. Aber ein Forschungsreisender, der in solche Verhältnisse hineingerät, ist übel daran und wird es schon allein aus diesem Grunde nicht allzulange in einem muslimischen Hause aushalten.

Wenn auch die Gastgeber die rührendste Sorgfalt für ihren Gast betätigen, so kann er doch in ihrer Abwesenheit in große Verlegenheit geraten. Da er nämlich mit den Frauen des Hauses in keine Berührung kommt, ist er alsdann allein auf den guten Willen der Dienerschaft angewiesen. Und eben die Diener sind, nach den Worten von Ägyptern selbst, der Fluch des muslimischen Hauses. Natürlich gibt es viele gute und treue Diener, aber die Masse ist ein nichtswürdiges, diebisches und verlogenes Gesindel. Jede freundliche Behandlung desselben bewirkt gerade das Gegenteil des Gewollten. Vielmehr muß man ihm von vornherein stolz, hochfahrend und gebieterisch entgegentreten, so sehr es einem Europäer auch im Innersten widerstrebt, in einem fremden Hause wie der Herr

aufzutreten. In den schlimmsten Fällen versagt freilich auch diese Methode, es sei denn, daß der Gast das Recht erhält, einen widerspenstigen Diener an die Luft zu setzen.

Von einem Eingreifen der Frau des Hauses ist nicht viel zu erwarten. Selbst wenn sie den guten Willen hat, für den Gast einzutreten, ist sie doch, infolge ihrer durch die Sitte gebotenen Abgeschlossenheit, gar nicht in der Lage, ihren Anordnungen Geltung zu verschaffen. Ich habe in den verschiedensten Häusern festgestellt, daß Befehle, welche die Frau in Abwesenheit ihres Mannes erteilte, von der Dienerschaft einfach ignoriert wurden. Aber in der Mehrzahl der Fälle werden der Frau die Interessen des Gastes, zu dem sie ja in keinen persönlichen Beziehungen steht, vollkommen gleichgültig sein. Schlimmer ist es, wenn sie gerade die Abwesenheit ihres Mannes dazu benutzt, um den Haushalt, namentlich die Küche, aufs Äußerste einzuschränken und die erzielten Ersparnisse für sich zurückzulegen. Dieses Verfahren ist sehr beliebt, und ich habe mehr als einmal darunter gelitten. Trotzdem bin ich weit entfernt davon, einer mohammedanischen Frau wegen solchen Egoismus einen Vorwurf zu machen. Denn ich weiß, daß er in ihrer sozialen Lage begründet ist.

Über die Stellung der Frau im häuslichen Leben habe ich natürlich keine unmittelbaren Beobachtungen machen können. Was ich gebe, beruht teils auf Kombinationen aus persönlichen Erlebnissen, teils auf Hörensagen. Da ich aber mit vielen Mohammedanern intim verkehrte und in den Häusern der verschiedensten Stände herumkam, gewann ich nicht nur viele zuverlässige Einblicke, sondern fand auch Gelegenheit, zweifelhafte Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Von besonderem Wert war mir die Freundschaft eines Mannes, dessen Gattin an der modernen, fortschrittlichen Frauenbewegung tätigen Anteil nimmt. Darum bildeten Frauenangelegenheiten sehr oft den Gegenstand der Unterhaltung in seinem gastfreien Hause.

Wie allgemein bekannt ist, kann der mohammedanische Städter, falls er nicht den allerniedersten Ständen angehört, seine Braut vor der Hochzeitsnacht weder von Angesicht sehen noch sprechen. Was er vorher über sie erfährt, beruht auf den mehr oder weniger gefärbten Berichten seiner weiblichen Verwandten oder gar auf den stilisierten Tiraden einer gewerbsmäßigen Heiratsvermittlerin (*ḥatība*), die sich oft weniger von der Wahrheit leiten läßt als von der Höhe der Belohnung, welche sie von den Eltern des Mädchens zu er-

warten hat. Über die Charaktereigenschaften der Auserkorenen kann er auf diesem Wege kaum etwas Zuverlässiges hören, selbst wenn seine Mittelspersonen aufrichtig wären. Desto mehr reden dieselben von den äußeren Vorzügen des Mädchens: der blendenden Weiße ihrer Haut, der üppigen Fülle (سمن) ihres Leibes, der Schönheit ihrer Augen oder ihrem, der Königin Bilqis zu vergleichenden Reichtum.

Es soll zuweilen vorkommen, daß Eltern, die mehrere heiratsfähige Töchter haben, der Hâtiba ihre hübscheste Tochter zeigen, aber später bei der Hochzeit dem Bräutigam ihre häßliche Schwester hingeben. Wenn sie bibelkundig wären, könnten sie sich dabei auf das Vorbild des alten Vaters Laban berufen. Falls die weiblichen Verwandten des Bräutigams mit der Familie der Braut nicht näher bekannt sind, kann solcher Betrug, namentlich in größeren Städten, leicht unentdeckt bleiben. Wer sich vor unerfreulichen Überraschungen dieser Art schützen will, muß seine Frau aus befreundeten oder verwandten Familien nehmen. Daß das Heiraten von Kusinen bei den Mohammedanern so beliebt ist, hängt gewiß zum Teil auch mit diesen Verhältnissen zusammen.

Die meisten Eltern suchen ihre Töchter nach dem Eintritt der Reife sobald wie möglich an den Mann zu bringen. Da nun die Ägypterin ihre Reife früher erreicht als die Mädchen nördlicher Länder, so kommt sie gar nicht selten schon im Alter von 12 oder 13 Jahren in die Ehe. Solche jungen Dinger sind selbstverständlich noch die reinen Kinder und weder imstande, einen Haushalt zu führen, noch sich bei der Dienerschaft Autorität zu verschaffen. Ihren Männern gegenüber haben sie keine Persönlichkeit einzusetzen, was das Entstehen einer tieferen Zuneigung sehr erschwert. Die Männer betrachten denn auch solche Frauen mehr wie Spielsachen, die man wieder wegwirft, sobald man ihrer müde geworden ist.

Die allzu frühen Ehen haben, wie man mir sagt, auch große körperliche Schäden für Frau und Kinder im Gefolge (Hysterie der Frau, große Sterblichkeit des Nachwuchses). Aus diesen hygienischen und anderen schon oben angedeuteten sozialen Gründen suchen es jetzt einsichtige Kreise durchzusetzen, daß ein Mädchen nicht vor dem 16. Jahr zur Ehe genommen wird.

In diesem Zusammenhange muß ich der rohen Behandlung gedenken, welcher die Braut noch vielfach in der, *leilet el-duhle* genannten Hochzeitsnacht ausgesetzt ist. In dieser Nacht vollzieht

nämlich der Bräutigam nicht die Cohabitatio — diese findet erst eine Woche später, in der dem *jöm al-subū'a* folgenden Nacht statt —, sondern die mechanische Defloration durch Einführen eines mit einem weißen Tuche umwickelten Fingers oder Holzes (*muftāh*) Diese Barbarei kann sehr unangenehme Verwundungen hervorrufen und ist auch sonst für sehr jugendliche oder schwächliche Bräute nicht ungefährlich.

Ein besonders tragischer Fall, der sich in Alexandrien ereignete und den Tod einer 13jährigen Braut zur Folge hatte, ist während meines Aufenthaltes durch die arabische Presse gegangen:

حدث مساء امس ان زفت عروس في الحضرة عمرها ١٣ حولاً ولما دخل عليها عريسها بالعادة المستهجنة المشهورة الشيوع في قرى القطر قضت مجبها بعد برهة من الزمن وقد خفت النيابة والاطباء لضبط الواقعة فلم يجدوا في المسألة امراً جنائياً غير ان العروس صغيرة السن وزوجها جلف وحشى الاخلاق فلما امسكتها له المواشط قسراً وجرى الامر قسراً تفزعت الفتاة متألماً وحدث لها نوبة استيريا المعبر عنها عند العامة ان عليها شيخ فسكت القلب عن الحركة وماتت مأسوفا عليها.

Der Einsender knüpft hieran folgende beherzigenswerte Mahnungen:

يرى القارئ من الحادثة ان الفطاعة بادية بشكل مجسم والجهل بالغ فيها حد الغفلة والعمى اذ كيف جاز لاهل العروس تركها وهى بعلة هستيرية بين ايدي امرأتين بل لبوتين ليقتك بعل وحشى الشعور على طريقة يجرمها الشرع ولا ترضها الانسانية لانها محض عادة قبطية قديمة بربرية سرت على توالى الاحقاب حتى صارت من لزوميات الناس وكيف يحق للابوين والاكل زواج فتاة صغيرة هى اقرب الى الطفولية من الشبوية بلا احتياط به تتوقى نفسها النفار والرعب فى ساعة ما اشد هولها على مثلها من ساعة كما هو معلوم فالحادثة وان لم تجد النيابة العمومية راحة الجنائية فهى جنائية فى عرف الانسانية من كل وجه ومعنى ولا ندرى متى يقلع الرعاع والاجلاف وغرغاء الناس عن عوائد وتقاليد بربرية كهذه ومتى يوجد لهم الواعظ المرشد يعلمهم شيئاً فشيئاً ان هذه المبادئ والحياة لا تليق ولا تحسن فى بلاد ان لها ان تكون فى مقدمة الشرق مدينة وتهذيباً.

Wie diese Ausführungen zeigen, ist der rohe Brauch unter der niederen — vielleicht auch der mittleren — Bevölkerung der Städte noch ebenso im Schwange wie bei den Beduinen und Fellachen. Seinem Ursprunge nach ist er weder arabisch noch islamisch, sondern geht wahrscheinlich, wie auch jener Einsender behauptet, auf uraltes ägyptisches Heidentum zurück. Und zwar beruht er, wie ich in der Festschrift für TH. NÖLDEKE, Bd. I, S. 418 ff. dargelegt habe, auf der Furcht vor bösen Geistern, die nach einem weit über die Erde verbreiteten Glauben den Neuvermählten nachstellen. Während die manuelle Defloration in anderen mohamedanischen Ländern nicht vorzukommen scheint, ist das weiße Tuch, welches dazu dient, die blutigen Zeichen der Jungfräulichkeit aufzunehmen, jedenfalls im ganzen vorderen Orient gebräuchlich und schon aus der Bibel (Deut. 22, 13 ff.) bekannt.

Wenn das zum erstenmal eine Ehe schließende Mädchen nicht als Jungfrau im Sinne jenes Brauches erfunden wird, kann der Bräutigam auf der Stelle die Scheidung bewirken. Um dem vorzubeugen, wenden sich die Eltern der Braut zuweilen an weise Frauen, welche es verstehen, die Zeichen der Virginität künstlich hervorzubringen. Es kommt aber auch das Umgekehrte vor, daß einem unbescholtenen Mädchen, dessen Heirat man vereiteln will, die Virginität gewaltsam oder mit List entfernt wird. Ein solcher Fall, der sich vor einigen Jahren in Damiette ereignete, ist mir durch einen Bericht des Mo'ajjad, der angesehensten arabischen Zeitung Ägyptens, bekannt geworden. Da ich den ausführlichen arabischen Text schon früher, in der NÖLDEKE-Festschrift, Bd. I, S. 420 f., veröffentlicht habe, kann ich mich hier mit einer verkürzten deutschen Wiedergabe begnügen:

Ein armer Mann hatte eine wohlhabende Frau geheiratet, die aber bald nach der Geburt des ersten Kindes, eines Mädchens, starb. Hierauf nahm er eine andere Frau, die ihm ebenfalls ein Mädchen schenkte. Als die beiden Töchter herangewachsen waren, bewarb sich ein Verwandter der Ältesten um ihre Hand. Der Vater gab sie ihm (فأهل به وعقد له عليها) und machte sich daran, ihr von ihrem eigenen, mütterlichen Vermögen die Ausstattung zu beschaffen. Aber seine Frau konnte es nicht verschmerzen, daß dem Hause nunmehr die Nutznießung dieses Vermögens verloren ging; auch war es ihr ein Dorn im Auge, daß die Stieftochter früher heiratete als ihre eigene Tochter. Sie faßte deshalb den

Plan, den Bräutigam noch in letzter Stunde seiner Verlobten abwendig zu machen und ihn mit ihrer Tochter zu verheiraten. Diesen Plan führte sie mit der gröſsten Raffiniertheit aus. Sie redete ihrem Manne vor, an ihrer Stieftochter sei seinerzeit die Beschneidung¹ nicht vollständig vollzogen worden, weshalb jetzt, um der Ehre des Mädchens willen, noch eine ergänzende Operation notwendig erscheine (ان البنت فيها بقية من ختانها الاول ومن الواجب ازالته). (فان بقاءه يعد عيبا كبيرا فى النساء). Der törichte Mann schenkte ihren Worten Glauben, worauf sie sich mit zwei Hebammen (قابلتان) in Verbindung setzte, welche dem Mädchen das Hymen zerstörten (فض البكارة). Als nun der Bräutigam in der Hochzeitsnacht die Defloration vollziehen wollte, da erhoben die Stiefmutter und ihre Helfershelferinnen ein gellendes Geschrei über die dem Hause widerfahrene Schande; denn die Braut sei keine Jungfrau mehr. Hierauf bestürzte das teuflische Weib den Bräutigam so lange, bis er die Scheidung aussprach und schon drei Tage später mit ihrer eigenen Tochter in aller Form verheiratet war. Es dauerte aber nicht lange, so schöpften die Verwandten der betrogenen Braut Verdacht und veranlaßten eine gerichtliche Untersuchung, welche das Verbrechen aufdeckte und die Schuldigen zur Verantwortung zog. —

Neben den Heiraten mit kaum reif gewordenen Mädchen gibt es in Ägypten wie in allen mohammedanischen Ländern auch wirkliche Kinderheiraten. Die Väter, oder nach deren Tode die Großväter, haben das Recht, für ihre minderjährigen Kinder bzw. Enkel beiderlei Geschlechts gültige Ehekontrakte (*‘akd el-nikah*) abzuschließen. Die Hochzeit findet in diesem Falle erst statt, wenn das Paar die Pubertät erlangt hat. Solche Heiraten sind nach meinen Erkundigungen am häufigsten zwischen Kindern befreundeter, wohlhabender Familien.

Es ist aber auch gar nicht selten, daß erwachsene, ja sogar mehr oder weniger bejahrte Männer sich auf diese Weise ein kleines Mädchen zur Ehe verpflichten lassen, sei es aus Freundschaft für die Eltern oder aus materiellen Interessen, sei es aus der sehr ver-

¹ Die Madchenbeschneidung wird hier als etwas ganz übliches vorausgesetzt. Das ist auch heute noch richtig für die niedere Bevölkerung der Städte und die Landbewohner. Der heidnische Brauch ist weit über die Welt verbreitet und hat sich auch in andern Ländern unter der Herrschaft des Islam erhalten. Dagegen gilt dem Mohammedaner nur die Knabenbeschneidung als notwendige religiöse Pflicht.

breiteten Vorliebe für ganz jugendliche Frauen oder auf Grund einer besonderen Zuneigung, die sie zu einem Kinde gefaßt haben. Ich bin einmal Zeuge eines solchen Eheabkommens gewesen, und war ein anderes Mal zugegen, als ein angesehener ägyptischer Gelehrter einem befreundeten christlichen Europäer für dessen sechsjähriges Töchterchen, von dem er ein Bild gesehen hatte, einen Heiratsantrag machte. Der Vater antwortete ihm: „Ich habe nichts dagegen, doch besteht in meinem Lande die Sitte (العادة), daß das Mädchen ihre Einwilligung gibt“. Der Moslim hielt das für eine Ausrede und sagte: „Ich sehe schon, daß du sie mir nicht geben willst“. Als er sich endlich von der Aufrichtigkeit seines Freundes überzeugt hatte, meinte er: „Man muß dem Kinde die Sache vorstellen und es daran gewöhnen. Man muß ihm jeden Tag sagen, daß es einem sehr angesehenen Schēch in Ägypten zur Frau bestimmt ist, und daß es einmal Wagen und Pferde bekommen wird. Dann wird es schon nicht Nein! sagen.“

Durch die Heirat kommt das Mädchen, da die sehr beliebte Verbindung mit Vettern (vgl. oben S. 10) häufig unausführbar ist, gewöhnlich in ein nicht verwandtes Haus. Während der jungen Frau in unseren Verhältnissen der Verlust ihrer seitherigen blutsverwandten Umgebung (Eltern, Geschwister) durch die Zuneigung ihres Gatten ersetzt wird, beginnen innerhalb des Islam die persönlichen Beziehungen des jungen Paares überhaupt erst nach der Hochzeit, so daß das Entstehen einer Zuneigung eine Frage der Zukunft ist. Selbst im günstigsten Falle kann sich zwar die Lage der Frau angenehmer gestalten, aber doch ihre Stellung gegenüber dem Mann nicht grundsätzlich ändern.

Abgesehen davon, daß die Frau nach dem Gesetze die freie Verfügung über ihr eigenes Vermögen behält und zu den Kosten des gemeinsamen Haushaltes nichts beizutragen braucht, ist sie fast gänzlich vom Willen des Mannes abhängig. Dieser übt die ihm durch Recht und Gewohnheit eingeräumten Befugnisse in der Regel mit großer Strenge aus. Er verlangt von ihr ein schüchternes und unterwürfiges Wesen. Kommt er nach Hause, so muß sie sich von ihrem Sitz erheben und ihn feierlich begrüßen, aber beileibe nicht mit seinem Rufnamen (Moḥammed, Ḥasan usw.) anreden, sondern mit dem ihm zukommenden Titel (Saijid, Efendi, Schēch, Bey, Pascha). Sie darf ihn unaufgefordert nicht nach seinen Geschäften fragen und sich überhaupt nicht in seine persönlichen

Angelegenheiten mischen. Die Mahlzeiten werden gewöhnlich nicht gemeinsam eingenommen, sondern der Eheherr ißt für sich allein oder mit seinen Freunden, während Frau und Kinder sich mit den Resten begnügen.

Ein mir befreundeter deutscher Arzt hatte die Frau eines Bey lange wegen eines bösartigen Leidens behandelt und war eines Tages mit seiner Gattin in dessen Haus eingeladen worden. Sie folgten der Einladung und waren mit der Ägypterin in lebhaftem Gespräche begriffen, als der Bey eintrat. Darauf stand sie sofort auf und zog sich in den äußersten Winkel des Zimmers zurück. Erst als ihr Mann ausdrücklich dazu aufforderte, wagte sie es, sich wieder zu den Gästen zu setzen. Aber die vorher so gesprächige Frau war jetzt ganz einsilbig.

Der Verkehr der Frau mit ihren Verwandten und Freundinnen ist bei weitem nicht so leicht und ungehindert wie bei uns. Noch schärfer überwacht oder beschränkt als die Besuche, welche sie empfängt, sind ihre eigenen Ausgänge. Manche Männer rühmen sich sogar, daß ihre Frauen, Vögeln im Käfig gleich, ihr ganzes Leben lang nicht auf die Straße gekommen seien. In entlegenen Gegenden ist diese rigorose Abschließung der Frau noch verbreiteter. In Turkestan z. B. soll es vorkommen, daß Frauen, die während eines Erdbebens auf die Straße flüchten, mit Gewalt in die wankenden Häuser zurückgetrieben werden.

Wenn eine Frau der besseren Stände einmal das Haus verläßt, so ist sie, falls es sich nicht um Gänge in die allernächste Nachbarschaft handelt, in der Regel von weiblichen Verwandten des Mannes oder von einer Dienerin begleitet. Wer es einigermaßen erschwingen kann, hält für den Harem Wagen und Pferd.

Man darf aber nicht etwa glauben, daß die Mehrzahl der Frauen alle diese Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit als ein unerträgliches Joch betrachten. Im Gegenteil, sie sind stolz darauf und würden aus einem Nachlassen der strengen eheherrlichen Aufsicht den Schluß ziehen, daß sie ihren Männern gleichgültig geworden sind und bald eine Nebenfrau oder die Scheidung zu gewärtigen haben.

Die Unselbständigkeit der Frau im eigenen Heime wird noch weiter befördert durch eine gewisse patriarchalische Einrichtung. Wie schon oben (S. 5) angedeutet, sind die mohammedanischen Häuser gewöhnlich nicht von einer einzigen Familie bewohnt, sondern von mehreren, nahe verwandten Familien, z. B. den Eltern

und einigen verheirateten Söhnen.¹ Die böse Schwiegermutter hat hier ihre Schwiegertochter in nächster und greifbarer Nähe. Dazu kommen noch die Häkeleien der verschiedenen Schwiegertöchter untereinander. Den modernen türkischen Romanen dienen die un erfreulichen Folgen solch engen Zusammenwohnens nicht selten als Vorwurf.

Im Zusammenhang mit ihrer vernachlässigten Erziehung sind die Frauen fast aller Stände die treuen Hüterinnen aller möglichen Arten von Aberglauben. Die Frauen und Töchter ganz aufgeklärter Männer sind mit Amuletten behängt. Frauen von studierten Ärzten suchen ihre Krankheiten durch Zauber und Geisteraustreibungen (Zār) zu heilen. Die Furcht vor dem bösen Blicke und die bekannte Art, Kinder dadurch zu schützen, daß man sie ungewaschen, ungekämmt und zerlumpt herumlaufen läßt, habe ich selbst in den Häusern von Paschas angetroffen.

Die moderne Frauenbewegung in Ägypten hat sich zunächst zum Ziele gesetzt, das weibliche Geschlecht moralisch und intellektuell zu heben. Das wird ihr im Laufe der Zeit gewiß gelingen. Viel schwieriger wird sich der zweite Hauptpunkt ihres Reformprogrammes verwirklichen lassen: die Erschwerung der Ehescheidung und die Aufhebung der Polygamie. Denn es handelt sich hier um Einrichtungen, die von der Religion sanktioniert sind.

Wie allgemein bekannt ist, kann der Mohammedaner ganz nach Belieben und jederzeit seine Frau verstoßen.² Die Motive, welche den Mann dazu bestimmen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, sind meistens egoistischer Natur: sei es, weil die Frau in längeres Siechtum verfallen ist; sei es, daß die Kinder, welche sie geboren hat, jedesmal bald nach der Geburt gestorben sind, oder daß sie nur Mädchen zur Welt gebracht hat; sei es, daß der Mann beabsichtigt, seine Schwägerin zu heiraten, indem das Gesetz verbietet, zwei Schwestern gleichzeitig zu Frauen zu haben.

Über zwei andere Anlässe berichte ich auf Grund persönlicher Erlebnisse. Ein mir befreundeter Beamter, ein sehr frommer Mann, vertraute mir eines Tages an, er wolle französisch lernen, und er

¹ Trotz dieses engen Beieinanderwohnens werden aber die von der Religion und Sitte bestimmten Schranken streng aufrecht erhalten. Ich kenne Brüder, die seit zehn und mehr Jahren unter einem Dache leben, ohne daß je einer die Frau des andern unverschleiert gesehen hat.

² Über eine Scheidung, die eine schwere Verschuldung der Frau voraussetzte, ist oben S. 13 berichtet.

habe gehört, es sei zu diesem Zwecke am besten, eine Französin zu heiraten. Ich antwortete ihm: „Das Rezept ist nicht schlecht; aber du bist ja verheiratet und doch wohl nicht reich genug, um zwei Frauen zu unterhalten.“ Hierauf entgegnete er mir, daß er ja schon übermorgen geschieden sein könne. Dabei lebte dieser Mann mit seiner jungen Frau im besten Einvernehmen. Ein anderer meiner Freunde war nach einem alten und viel befolgten Brauche (vgl. oben S. 10) zuerst mit einer Base verheiratet. Da hörte er von einem Mädchen, dessen außerordentliche Klugheit und Bildung das Stadtgespräch bildete, und bewarb sich um ihre Hand. Er erhielt die Zusage, aber nur unter der Bedingung, daß sie alleinige Frau würde. Daraufhin verstieß er die Kusine und heiratete den Blaustrumpf.

Häufig liegt der Scheidung das Verlangen des Mannes nach Abwechslung oder nach einer jüngeren Gattin zu Grunde, oft auch nur ein plötzlicher Zornesausbruch oder eine vorübergehende Verstimmung. Da die Mohammedaner bei dem geringsten häuslichen Zwiste gleich die Scheidungsformel im Munde führen, so kann die Trennung der Ehe gelegentlich auch gegen ihren Willen zustande kommen, vorausgesetzt, daß die Frau die Scheidung annehmen will und für die dahin gehende Äußerung ihres Mannes vor dem *Ḳāḍī* Zeugen beibringen kann.

Ich habe oft gesehen, daß Frauen heulend in die Nachbarhäuser liefen, und als ich nach dem Anlasse frug, erfuhr ich gewöhnlich, daß der *Ṭalāk* über sie ausgerufen worden sei. In der Regel werden solche, im Affekt getane Äußerungen wieder zurückgenommen oder als ungeschehen betrachtet, so daß sie keine Folgen haben.

Die Mehrzahl der eben dargelegten Motive kann auch die andere Wirkung haben, daß der Mann zwar seine erste Frau behält, aber neben ihr noch eine zweite (*darra* ضرة = Nebenbuhlerin) heiratet. Diese Zweiehe ist in den mohammedanischen Ländern die häufigste Form der Polygamie. Aus diesem Grunde richtet sich die Polemik der modernen Reformer, soweit sie mir bekannt geworden ist, immer nur gegen die Zweiehe. Dieselbe ist nicht nur bei den Wohlhabenden, sondern auch in der ärmeren Bevölkerung anzutreffen. Kleine Handwerker oder Tagelöhner, welche sich diesen Luxus erlauben, haben gewöhnlich keine eigene Wohnung, sondern bringen bei jeder Frau abwechselnd eine Woche zu.

Viele Männer, die durch ihren Beruf genötigt sind, öfter und auf längere Zeit an einem fremden Orte zu verweilen, halten sich an diesem gern eine zweite Frau. Ich kenne einen ägyptischen Kaufmann, der in seiner Vaterstadt mit einer Einheimischen verheiratet ist, und zu Tanta in einem gemieteten Hause eine Tscherkessin als zweite Frau sitzen hat. Daraus wird aber so wenig Hehl gemacht, daß alle Verwandten des Mannes und seine Angestellten, wenn sie in Tanta zu tun haben, in diesem Hause absteigen. Ich selbst habe dort mehrere Tage zugebracht. Die beiden Frauen sollen, wie ich von Vettern jenes Mannes erfuhr, sich einmal im Leben gesehen haben, und beide sollen mit ihrem gemeinsamen Manne in gleicher Weise zufrieden sein.

Die modernen Frauenrechtlerinnen sind natürlich auf die Zweiehe sehr schlecht zu sprechen. Man sagt, daß sie den Charakter des Mannes und der Frauen verderbe, die Herzen der Kinder vergifte, die Verschwendungssucht der Frauen befördere und das Vermögen des Mannes ruiniere. Viele Frauen sähen ihre Männer lieber auf der Totenbahre als eine Darra neben sich und zögen, wenn sie die Wahl hätten, sogar die Scheidung vor.

Einer arabischen Wochenschrift entnehme ich folgendes, wirkliche oder erdichtete Interview zweier Rivalinnen:

ارى القديعة حزينه والجديده كذلك فاذا قلتُ للاولى ما ذا يجزئك اجابت
يجزئني ذلّي وانكسار قلبي وانا على ما ترين لست انقص عن الجديده جمالا ولا ادبا
وكنت ابدل جهدى في مرضاة زوجي اما الان فلا على انه لا يزال يسترضيني فيقول
لى انت احب لى من الاخرى وانت اول من ملك قلبي وانت جميله وانت وانت آخ وانا
لم اتزوج عليك لنقص فيك وانما كان ذلك مقدورا واذا ما سألت الجديده عن سبب
انقباضها قالت يجزئني ان ارى لى شريكه ومنافسه على ان زوجي يحقق لى انه لا
يعبا بها وانه لو كان مقتنعا بها لما تزوج عليها وانه يريد طلاقها ولكنه يبقيها رحمة منه
لترني اولاده فقط .

Die Interviewerin fährt dann fort:

المرأة اذا بليت بالضره انظفا سراج بهجتها والتهبت مكانه نار حقدتها وذوى
غصن قدها وزرعت محله بدور شرورها فان لم تك تقية والا وسوس لها الشيطان
وعلمها اساليب الانتقام والكيد وكثيرا ما دسّت امرأة السم لزوجها او لضرتها

او لابن ضررتها فكان القضاء عليهم جميعا وكثيرا ما عمدت للوشاية بها عند زوجها
 او ثلم صيتها عند الناس واغلبهن يبذلن ما لهن ويبيعن مَصْوَغَاتِهِنَّ للسحرة ليكيدوا
 للزوج ولامراته على زعمهن فإرج الثنتين غير سعيد كما يُخيل له اذا تغيب لبعض شغله
 اتهمته احدى المرأتين بانه كان عند الاخرى .

Obschon kein Zweifel besteht, daß die Zweiehe oft so verhängnisvolle Folgen hat, wie in Vorstehendem ausgeführt ist, so muß man sich doch hüten, allzu schwarz zu sehen. Jene Ausführungen entsprechen mehr den Urteilen und Stimmungen gebildeter und unter europäischem Einfluß stehender Kreise. Die Frauen der mittleren und niederen Stände werden sich in die bigamischen Verhältnisse leichter schicken und, wie ich glaube, im allgemeinen kaum unglücklicher sein als ihre in der Einehe lebenden Schwestern. Sonst hätte sich die Polygamie schwerlich so lange halten können. Daß mir nur ein sicherer Fall einer glücklichen Zweiehe zur Kenntnis gekommen ist, spricht nicht dagegen, sondern liegt eher an der heiklen Natur des Gegenstandes.

Aber selbst in der normalen Einehe ist die Zuneigung der Gatten zueinander weit geringer als in den christlichen Kulturländern. Ich habe oft gesehen, daß Männer, die von einer längeren, mehrwöchigen Reise nach Hause zurückkehrten, sich erst viele Stunden lang in der Mandara mit ihren Freunden unterhielten, bevor sie in den Harem hinaufstiegen. Dies ist nicht eine ägyptische Eigentümlichkeit, sondern allgemein mohammedanisch, also in den religiös-sozialen Anschauungen und Verhältnissen begründet.

Nach den statistischen Zusammenstellungen, die ich seinerzeit ausgezogen habe, beträgt die Zahl der jährlichen Scheidungen in Ägypten durchschnittlich über 30% der Eheschließungen. So war z. B. im Jahre 1903/4 die Zahl der Scheidungen 52992, die der Eheschließungen 176474. Nicht einbegriffen in diese Zahl sind allerdings die Fälle, in denen ein Mann die von ihm selbst verstoßene Frau, ohne neue Ehepakten zu machen, wieder zu sich genommen hat, da die geistlichen Gerichtshöfe (المحاكم الشرعية) nichts hiervon erfahren. Man darf deshalb aber doch den oben gegebenen Prozentsatz (30%) nicht ermäßigen, weil infolge der Polygamie die Zahl der eheschließenden Männer viel niedriger ist als die Zahl der Ehepakte. Die Kanzleien der geistlichen Gerichtshöfe müßten angewiesen werden, in ihren jährlichen Berichten an das Ministerium anzugeben, auf

wieviel Männer sich die abgeschlossenen Kontrakte verteilen. Solange das nicht geschieht, ist es auch ganz unmöglich, über das Verhältnis der monogamen Ehen zu den polygamen genauere Angaben zu machen. Wir müssen uns deshalb mit der Beobachtung begnügen, daß man nur höchst selten Familien antrifft, deren Kinder von einer Mutter stammen. Sehr beliebt ist es, als erste Frau eine Ägypterin zu nehmen und nachher eine Berberinerin oder Sudanerin. Tscherkessinnen sind noch immer sehr geschätzt, aber sie sind sehr anspruchsvoll und stehen hoch im Preise. Ein Mann, der sich sein Leben lang mit einer einzigen Frau begnügt, kommt leicht in den Verdacht, ein Sonderling oder ein Geizkragen zu sein.

Nicht wenige Männer, die während eines längeren Aufenthaltes in Europa die Vorzüge der dortigen Frauen kennen gelernt haben, entschließen sich, Europäerinnen zu heiraten und bringen sie später in ihre Heimat mit. Diese Ehen sollen meistens unglücklich ausgehen, teils weil auch diese gebildeten Männer die orientalische Art der Behandlung des anderen Geschlechtes noch nicht genügend abgelegt haben, teils weil selbst eine emanzipierte orientalische Ehe für das europäische Mädchen noch eine zu große Freiheitsbeschränkung bedeutet. Die Ägypterinnen lassen an diesen europäischen Konkurrentinnen begreiflicherweise kein gutes Haar und behaupten, daß sie meistens dem Stande der Dienstboten, Ladenmädchen und Tänzerinnen angehören, welche es nur darauf absähen, ihre mohammedanischen Männer auszubeuten und sich dann wieder aus dem Staube zu machen.

Sehr beachtenswerte Gedanken über solche Mischehen hat eine gebildete ägyptische Dame in der arabischen Zeitung „Gerida“ ausgesprochen:

بعض رجالنا يفضلون عنا الاوربيات لتديرنهن حقيقة ان الفقيرة منهن ترتدى بلباس
 نظيف مرتب ويرى بيتها على قلة الاثنه نظيفا مرتبا وطعامها لذيذا متنوعا واولادها
 مؤدبين اصحاء ومع ذلك نفقاتها قليلة ترى كل يوم نساء ضباط الانكليز ماشيات
 في الطرق بلباسهن التيل الابيض البسيط واولادهن لابسين القبعات الجميلة والاحذية
 البيضاء ومنتظرهم يأخذ باللب لا يقاربهن في شكلهم عندنا الا اولاد الذوات الذين
 تخدمهم المربيات والدادوات اما سائر اطفالنا فهم في حالة يرثى لها من الاهمال ولكن
 هل تدبر من تتزوج منهن مصريا امر زوجها كما كانت تفعل لو كان زوجها اوربيا كلا

والجس يؤيد ما أقول فإن أغلب رجالنا الذين تزوجوا منهم يثنون ويصرخون من تديريهن واتباعهن أهواءهن فالمرأة الغربية تعتقد انها من جنس أرقى من المصرى فاذا تزوجته ظلت رئيسة له يعمل باشارتها وحسبت انه ملزم بالانفاق على ما تشتهى وجلبه لها حتى ولو كان فى الصين فهى مدبرة مع الغربى مسرفة مع المصرى واذن ضاعت أفضليتها من هذا القبيل وبعضهم يدعى انه يفضلها لانه يمكنها الخروج معه فى نزهه 5 وروحاته وغدواته ولا اظن الرجل يجب ان تراقبه زوجته وتلزمه لزوم الظل فانه داعية للملل على انه لو كان هذا الرأى صحيحا لا تأخر أكثرنا عن تنفيذه وانا أول من تفعله ولا أجد للمرأة الغربية التى تقبل الزواج من مصرى ما يفوقها علينا إلا امرا واحدا لا أرانا نحسنه لاننا لم نمارسه ولا أريد ان نمارسه ذلك انها ماهرة فى اجتذاب القلوب وفى نصب الشباك للرجال فاذا صادت بجرعاتها وغنة صوتها مصرىا فليعلم 10 انها دربت على ذلك فى عشرين غربيا قبله فهل يقبل وفيه غيرة الشرقيين وأنفتهم ان تطعمه طيخا حقيقه لذيذا ولكنها انصجت على نار غيره ثم أنتبذه من قبله خلق كثير.

„Manche unsrer Männer verheiraten sich mit Europäerinnen, weil sie bessere Hausfrauen sein sollen. Es ist allerdings richtig, daß auch die ärmeren Europäerinnen rein und anständig gekleidet sind, eine gute und abwechslungsreiche Küche führen und die Wohnung sauber und ordentlich halten. Ebenso sind die Kinder, welche die Frauen der englischen Offiziere an der Hand führen, hübsch und geschmackvoll angezogen, wie bei uns höchstens in den Kreisen der Vornehmsten, welche sich Erzieherinnen und Ammen halten, während unsere Kinder in einer beklagenswert vernachlässigten Verfassung herumlaufen. Aber ich frage: Wird eine Europäerin als Gattin eines Ägypters dessen Hauswesen ebensogut führen wie das eines ihrer Landsleute? Keineswegs! Die meisten unserer Männer, die solche Frauen haben, klagen laut über deren Genußsucht und Zügellosigkeit. Die europäische Frau hält sich eben für ein Wesen höherer Gattung und spielt sich ihrem ägyptischen Manne gegenüber als Herrin auf, deren Launen er sich zu fügen und deren Wünsche er mit seinem guten Gelde zu befriedigen hat. So wird dieselbe Frau, die als Gattin eines europäischen Mannes haushälterisch wäre, an der Seite eines Ägypters zur Verschwenderin. Andere von unseren Männern betrachten es als einen Vorzug, daß ihnen ihre europäischen Frauen bei allen Ausflügen

und Spaziergängen Gesellschaft leisten können [während das den einheimischen Frauen durch die Sitte verwehrt ist]. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß ein Mann Gefallen daran finden sollte, wenn ihm seine Frau wie ein Schatten auf Schritt und Tritt folgt. Wir ägyptische Frauen hätten das schon längst getan, wenn wir nicht wüßten, daß es unsere Männer verdrießen und langweilen würde. Ich bin also außerstande, der Europäerin einen Vorzug einzuräumen. Nur eines hat sie vor uns voraus — gebe Gott, daß wir es nie lernen! —, die Erfahrung in allen Künsten der Verführung. Sie versteht es meisterlich, die Herzen der Männer an sich zu ziehen und ihre Netze nach ihnen auszuwerfen. Darum möge jeder Ägypter, den ein solches Weib mit koketten Bewegungen und glatten Worten gekapert hat, es sich gesagt sein lassen, daß es diese Künste schon früher an zwanzig Europäern ausprobiert hat. Wie kann der Stolz und die Eifersucht des Orientalen mit einem süßen Gericht vorlieb nehmen, das am Feuer eines andern gekocht und schon vielen andern vorgesetzt worden ist.“

Die Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes findet schon bei seinem Eintritt in die Welt unverblünten Ausdruck. Während bei der Geburt eines Knaben große Freude herrscht und Verwandte und Freunde zur Gratulation herbeieilen, erzeugt die Geburt eines Mädchens eine gedrückte, verlegene Stimmung und schließt jede Beglückwünschung aus.

Im Hause eines meiner ägyptischen Freunde befindet sich eine Dienerin namens *Behäterhä*. Als ich nach dem Sinne dieses Namens frug, ward mir folgender Bescheid: Das Mädchen war in Abwesenheit ihres Vaters zur Welt gekommen. Als dieser heimkehrte, entschuldigte sich die Hebamme, daß sie ihm diesmal nur zu einer Tochter hätte verhelfen können. Da antwortete der Vater: *behäterhä*, d. h. «das ist ihre Sache», oder «ich kann nichts dafür». Dieser unverhoffte Gleichmut bereitete der Mutter so große Freude, daß sie der Neugeborenen den Namen *Behäterhä* gab. Obschon diese Erklärung wahrscheinlich nicht ganz richtig ist — denn daselbe Wort, nur mit männlichem Suffix, ist als Mannesname zu belegen¹ —, so ist die Episode doch nicht minder lehrreich.

Sieben Tage nach der Geburt werden verschiedene merkwürdige Gebräuche geübt. Man stellt in das Zimmer der Wöchnerin

¹ Vgl. z. B. MARTIN HARTMANN, *Lieder der Libyschen Wüste*, Leipzig 1899, S. 221.

einige Kerzen, dazwischen einen Krug mit Wasser — einen *dōrak* für den Knaben, eine *ḥulla* für das Mädchen — und daneben einen Teller mit einem Gemenge von Salz und sieben Arten verschiedener Samenkörner. Der Krug ist so aufgestellt, daß das Wasser auf ein Säckchen mit trockenen Bohnen herabtropft. Wir haben es hier also deutlich mit einem sympathetischen Zauber zu tun, der das Wachstum des Kindes fördern soll. Die brennenden Kerzen dienen, wie in vielen anderen Teilen der Welt¹, zur Vertreibung oder Abhaltung böser Geister. Wenn man jeder Kerze einen besonderen Namen gibt und den Namen der am längsten brennenden dem Kinde beilegt, so ist das gewiß nicht ursprünglich.

Das Salz und die Körner werden zunächst zur Herstellung eines Amulettes für das Neugeborene verwandt. Man nimmt eine Prise von dieser Mischung nebst einem Stückchen Nabelschnur, näht beides in ein Säckchen ein und hängt es dem Kinde um den Hals oder an die Wiege. Dieses Amulett wird zeitlebens aufbewahrt, wenn man es auch nicht immer trägt. Ich war einmal Augenzeuge, daß ein erwachsenes Mädchen, das von Kopfweh geplagt war, ein solches Amulett aus der Truhe nahm und wie eine Patronentasche umhängte.

Das angegebene Gemenge wird andererseits dazu benutzt, um die Treppen und Fußböden des Geburtshauses zu bestreuen. Der Zweck scheint derselbe zu sein wie der der fast aus denselben Ingredienzien bestehenden *mē'a mubarakä* (مِيعَة مَبَارَكَة), die in den ersten zehn Tagen des Monats Moḥarrem zubereitet und gegen den bösen Blick wie andere Verzauberungen gebraucht wird. Wir hätten es alsdann mit einem einheitlichen symbolischen Zauber zu tun: wie Salz im Boden die Aussaat hindert, müssen die Dämonen zugrunde gehen. Es wäre aber auch möglich, daß zwei verschiedenartige Wirkungen beabsichtigt sind: nämlich durch das Salz die Abwehr der Dämonen, durch die Körner die gedeihliche Entwicklung des Kindes. Die Sache verdiente einmal eine Untersuchung auf breiter ethnographischer Grundlage.

Den Höhepunkt der Begehungen bildet die *Zeffä*, d. h. der Umzug durch das Haus. An der Spitze schreitet die Hebamme oder eine andere Frau mit dem Neugeborenen auf dem Arme, indem sie von jener Mischung vor sich her streut und ihm Schmeicheleien zuruft: „Du mit deinen kleinen Füßchen, goldene Ringe an

¹ E. B. TYLOR, *Anfänge der Kultur*, Bd. II (Leipzig 1873), S. 196.

deine kleinen Öhrchen¹, mögest du am Leben bleiben und viele Kinderchen kriegen!“ Die begleitenden Frauen und Kinder tragen brennende Kerzen oder schlagen Tamburine.

Der Umzug versinnbildlicht ohne Zweifel die Aufnahme des Kindes in die Hausgemeinschaft. Das Streuen von Salz und Körnern, die brennenden Kerzen und die lärmende Musik dienen wiederum zur Verscheuchung böser Geister.

Bevor das Kind in die Wiege zurückkommt, wird es, wie ich allein aus der Literatur erfahre, zusammen mit Körnern verschiedener Art in ein Sieb gelegt, worauf man leise daran klopft. Das ist natürlich ebenfalls eine abergläubische Handlung. Fraglich kann nur der Sinn sein. Wenn meine Quelle (Kaṭāʾif al-Laṭāʾif, Kairo 1894, Bd. I, 184)² hinzufügt, „damit sich das Kind in Zukunft vor nichts fürchte“, so läßt sich mit diesem Motiv höchstens das Klopfen erklären. Dagegen das Sieb, bzw. die Worfel wie die Körner weisen eher auf einen Fruchtbarkeitszauber, um dem Kinde Wachstum und Gedeihen zu sichern. Dieser Brauch ist, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, weit über die Erde verbreitet. Er findet sich z. B. im alten Griechenland und noch jetzt in China und vielen Landschaften Vorder- und Hinterindiens.³

Von religiösen Festen konnte ich nur am Geburtsfeste Ḥosēn's (Mūlid Ḥosēn) teilnehmen. Bei meinem ersten Besuche desselben waren alle Kaffeestuben, Garküchen und Tabakbuden in der Nähe der Moschee die ganze Nacht geöffnet und prächtig erleuchtet. Die Straßen und Häuser prangten im Schmucke von Fahnen, Wimpeln und Teppichen, von Lampions, Lampen und großen Kronleuchtern. Hier und da auf den Straßen waren Buden aufgeschlagen, in denen Kinderspielzeug und Naschwerk feil gehalten wurde. Das Menschengewühl war so dicht, daß wir — meine Freunde und ich — uns nur mit Mühe bis zum Hauptportal der Moschee hindurchdrängen konnten. Rechts vom Eingang saß eine

¹ Ohringe wie alle anderen Schmucksachen sind ursprünglich Amulette. In der reichhaltigen Liste bei E. W. LANE in den *Manners and Customs of the modern Egyptians*, übers. v. ZENKER, Bd. III, Leipzig 1852, S. 205 ff., vermisste ich den *Dandasch*. Das ist ein eigentümlicher Ring, der im oberen Teil des rechten Ohrläppchens getragen wird.

² Vgl. auch C. B. KLUNZINGER, *Bilder aus Oberägypten*, Stuttgart 1878, Seite 181—183.

³ J. G. FRAZER, *The Golden Bough*, 3. Aufl. Part V. Spirits of the Corn and of the Wild, Vol. I, S. 5—12 (1912).

ganz vermummte Frau, welche mit schöner Modulation Koran rezitierte. Nachdem wir unsere Schuhe ausgezogen und einem Moscheediener in Verwahrung gegeben hatten, begaben wir uns zunächst in den heiligsten Raum, um den Umgang um das Grabmal zu machen, die Fatħa (الفاتحة) d. i. die erste Säure des Korans) herzusagen und zu größerer Verdienstlichkeit das Gitter, welches das Grabmal umgibt, zu berühren. Von hier aus betraten wir die nördlich davon gelegene Halle. An deren einer Schmalseite saen etwa fünfzig Personen, die in Doppelreihen einen Kreis bildeten. Ihre Kleidung war teils die moderne türkische — europäischer Anzug mit Tarbusch (Fez) —, teils die alte — Kaftan mit Turban —. Die älteren und vornehmeren Personen befanden sich alle an der Kibla-Seite. Sie rezitierten Lobpreisungen Ĥosen's, indem sie ihren Oberkörper abwechselnd vor und rückwärts, selten seitwärts wiegten. In den Pausen reichten ihnen Moscheediener Kaffee und Scherbet, während ein Fikħ Koran rezitierte. Wenn dieser einen Vers sehr schön vortrug oder eine sehr berühmte Stelle zu Gehör brachte, äußerten die zahlreichen Zuhörer ihren Beifall, indem sie ein eigentümlich in die Höhe gezogenes Alla—ah oder Ja Rab—b vernehmen ließen.

Nachdem wir etwa eine Stunde diesen Vorträgen gelauscht hatten, begaben wir uns nach einer anderen Halle der Moschee, in deren vier Ecken je eine Gesellschaft von durchschnittlich 20—30 Personen Zikr-Übungen (ذِكْر) abhielt. Während der vorhin erwähnte Sangerkreis fast ausschließlich aus Ägyptern bestand, machte sich hier das berberinische und sudanesisches Element schon sehr stark bemerkbar. Man sah die verschiedensten Trachten, doch überwog die Gallabije, das Kleid der kleinen Leute. Daß man Angehörige der niedersten Stände vor sich hatte, bewiesen auch die zahlreichen unsaubereren und zerlumpten Gestalten. Nur die Berberiner, welche überhaupt viel auf ihr äußeres halten, machten eine rühmliche Ausnahme.

Außerhalb der Moschee, in den sie im Norden und Osten umgebenden Gassen und Plätzen fanden noch an etwa 12 — an anderen Tagen bis zu 20 — verschiedenen Stellen Zikr-Übungen statt, im Freien wie in gedeckten Räumen. Die Veranstalter waren ebenfalls Leute der niedersten Schichten.

Jede Zikr-Gesellschaft bildete zwei Reihen, die einander gegenüberstanden. Die einzelnen Personen hatten die Füße etwas aus-

einandergestellt und die Arme schlaff an den Seiten herunterhängen. Diese Haltung behielten sie während des ganzen Zikr unbedingt bei.

Von den mannigfaltigen, beim Zikr vorkommenden Bewegungsarten konnte ich folgende beobachten:

1. Der Oberkörper wird mit großer Gewalt nach vorwärts geschwungen — erster Takt — und hierauf langsam wieder in seine natürliche Lage gebracht — zweiter Takt.

2. Der Oberkörper wird von der Grundstellung aus mit einem starken Rucke nach rückwärts gewendet — erster Takt — und dann mit ebenso großer Gewalt nach vorwärts geschleudert wie bei Nr. 1 — zweiter Takt.

3. Das Vorwärtsschwingen des Oberkörpers ist mit einer seitlichen Drehung verbunden, die abwechselnd nach rechts — erster Takt — und nach links — zweiter Takt — erfolgt.

4. Der Oberkörper bleibt in Ruhe. Nur der Kopf wird mit einem starken Rucke, daß man meint, er würde aus dem Gelenke fahren, taktmäßig nach vorn geschleudert.

Jede dieser verschiedenen ruckartigen Bewegungen wird von den Teilnehmern mit dem in eigentümlich stöhnender Weise hervorgebrachten Rufe: *Alláh* begleitet.

Die Angabe des Taktes erfolgt durch einen besonderen Leiter, der mit Daumen und Zeigefinger ein knackendes Geräusch erzeugt oder noch dazu mit einem Fuße aufstampft. Die rhythmischen Bewegungen beginnen langsam und gemächlich, werden dann immer rascher und wilder, bis einige der Agierenden in konvulsivische Zuckungen geraten, Schaum vor dem Mund haben und die Rufe: *há* bzw. *hakk* nur noch ganz schwach hervorhauchen können. Diese am stärksten in Ekstase Geratenen beruhigt der Leiter wieder, indem er sie mit einem Stocke berührt, die Hand auf ihre Schulter legt oder sie umarmt und küßt. Wenn dieser Zustand eintritt, sind gewöhnlich auch die anderen Teilnehmer bald so erschöpft, daß das Zikr abgebrochen werden muß. Indessen genügen ihnen, wie ich oft wahrgenommen habe, schon wenige Minuten zur Erholung, worauf gleich eine neue Übung beginnt.

Während des Zikr trägt zuweilen ein *Fikih* Stellen aus dem Koran oder ein Sänger religiöse Hymnen vor. Von musikalischen Instrumenten zur Begleitung sind am beliebtesten Flöte und Pauke. Aber die meisten Zikr, die ich während des *Mulid Hosën* gesehen habe, entbehrten allen Beiwerks.

Als ich mich bei meinen Begleitern erkundigte, ob die Leute,

welche das Zikr abhielten, Derwische seien, wurde mir geantwortet: Nein¹, jede Gruppe bildet eine Maḥabbā (محبّة). — Bei dem Mūlid des Zen el-Ābidīn (vgl. unten S. 30), dem ich vor acht Jahren beiwohnte, wurde der jeden Abend im inneren Hofe des Heiligtums stattfindende Zikr ebenfalls von Leuten in gewöhnlicher Kleidung ausgeführt. Damals wurde mir aber gesagt, dies seien Refā'īje-Derwische, was ein anderer in Leisiḥe korrigierte. Diese abweichenden Informationen sind wohl so miteinander zu vereinigen, daß die Mitglieder dieser Zikr-Gesellschaften nicht zu den in besondern Häusern (*tekkījeh*) zusammen lebenden Derwisch-Orden gehören, sondern nur solchen Orden affiliert sind.

In den engeren Teilen der um die Moschee herumführenden Gassen saßen in langen Reihen Bettler und Bettlerinnen, die bei Sidna Ḥosēn Almosen heischten, sowie Wahrsager (*ṣēḥ*) und Wahrsagerinnen (*ṣēḥa*). In der Nähe dieser heiligen Personen war das Menschengewühl um so unheimlicher, als die Beleuchtung hier viel zu wünschen ließ.

Das festliche Gepränge, das während des größten Teiles des Mūlid auf die Häuser und Straßen in unmittelbarer Nähe der Moschee beschränkt war, dehnte sich in den letzten Tagen desselben auf die ganzen umliegenden Stadtquartiere aus, besonders auf diejenigen zwischen der Moschee und dem Bāb Zuwēle. Man sah in den Straßen jetzt viele fremde Gesichter auftauchen, namentlich Fellachen und Kleinstädter aus der Provinz, die zum Teile weite Reisen gemacht hatten und von der Beteiligung am Feste einen Segen (*barakā*) oder auch nur ein Vergnügen erwarteten.

Am Mittag des 28. Rabī' I = 16. April bewirtete mich ein Kaufmann beim Bāb Zuwēle zu Ehren Ḥosēn's mit Kuskus (كسكس), einer Mischung aus geschrotetem Getreide mit eingelegten Rosinen und Stücken von Hammel- und Hühnerfleisch.

Auf diesen Tag folgte die Hauptnacht des Festes, die sogenannte *leile kebvre*. Meine Freunde warnten mich, in dieser Nacht in die Nähe der Moschee zu gehen, wegen des fürchterlichen Gedränges und der Gefahr vor Taschendieben. Deshalb folgte ich der Einladung eines Kaufmanns nach dem Sūḵ el-Faḥḥāmīn. Der sonst

¹ Die nicht nur in Ägypten, sondern auch in Syrien und der Türkei beliebteste Geste der Verneinung besteht darin, daß man den Kopf etwas hebt und mit der Zunge schnalzt. Namentlich im Verkehr mit Händlern und zur Abwehr jeder Art von Zudringlichkeit ist diese einfache Geste wirkungsvoller als alle Worte.

in Halbdunkel gehüllte Bazar strahlte heute in wundervollem Lichte. Das ganze Quartier war auf den Beinen, nur von Frauen war nichts zu sehen. Die dort ansässigen Kaufleute und Handwerker hockten mit Verwandten und Freunden vor ihren geschlossenen Läden. Kam ein Bekannter vorüber, so mußte er wenigstens einige Minuten Platz nehmen und sich mit Thee¹ und Limonade bewirten lassen. Junge Burschen und Kinder beiderlei Geschlechts trieben allen möglichen Mutwillen. Andere stellten sich in Reihen auf und imitierten ein Zikr, wobei sie die oben beschriebenen Bewegungsarten ins Komische übertrieben. Ab und zu erschien der baumlange Nachtwächter (*Ghafir*) des Quartieres und trieb sie mit seinem Prügel auseinander.

In meiner Nähe, etwa 80 Schritte voneinander, hatten sich zwei Fiḳīh niedergelassen, die abwechselnd Süren und Lobpreisungen Ḥosēn's vortrugen, wobei sie sich mit ihren Stimmen zu überbieten suchten. Um jeden Rezitator bildete sich ein engerer Kreis von Zuhörern, die aus Leibeskräften applaudierten und ebenfalls bestrebt waren, die andere Partei niederzuschreien. Alt und Jung hatte an diesem improvisierten Gesangswettstreit seine helle Freude.

Da tauchte ein junger Mann auf, der sich nicht weit von mir niederließ und eifrig in einem Zettel zu studieren begann. Es war ein kleiner Beamter, der im Rufe stand, ein Dichter zu sein, und der zu Ehren „unsres Herrn Ḥosēn“ ein Gedicht gemacht hatte. Wegen seines gezierten und eitlen Wesens wurde er *el-brins* (prince) genannt, tat aber sehr beleidigt, wenn ihn einer so anredete. Die Herumsitzenden forderten ihn auf, doch das Wort zu ergreifen und seine Sache vorzutragen. Es dauerte aber noch mehr als eine Stunde, bis die beiden Fiḳīh eine Pause machten, und er mit seinem Gedicht beginnen konnte. Doch war er bei dem großen Festestrubel nicht im stande, mit seiner dünnen Stimme durchzudringen.

Von Extravaganzen, wie Verschlingen von Glas und glühenden Kohlen, welche die Derwische früher bei jedem großen Mūlid zum Besten gaben, habe ich nichts bemerkt. Indessen ist schon der Betrieb des Zikr an sich barbarisch genug, so daß man den Anstoß, den nicht nur die Aufgeklärten, sondern auch viele korrekt orthodoxe Kreise daran nehmen, wohl begreift. Diese zikrfeindliche Bewegung

¹ Nachdem der Thee in das Glas — nicht Tasse — gegossen war, wurde gewöhnlich noch ein Ästchen von frischer Minze (نعناع) oder Šebā⁺ (شبية) hineingelegt, was einen nicht unangenehmen, pikanten Geschmack erzeugte. + = 2/1

ist nun neuerdings in ein akutes Stadium getreten. Das hängt gewiß damit zusammen, daß die beiden seitherigen Oberhäupter aller Derwische und süfischen Bruderschaften in Ägypten durch jüngere Persönlichkeiten ersetzt worden sind. Der hochbetagte Schēch Aḥmed el-Bekri hat sein Amt niedergelegt, so daß die Würde an seinen Sohn 'Abdelḥamīd überging. Der andere Chef, der sogenannte Schēch Sādāt (شيخ السادات الوفايئة), ist gestorben und hat in seinem Schwiegersohne, dem bekannten seitherigen Redakteur der Zeitung „Mo'ajjad“ und Leiter der nationalen Reformpartei, dem Schēch Aḥmed Jūsuf, einen äußerst fähigen Nachfolger erhalten. Dieser war so klug gewesen, sich zuvor einen Stammbaum zu verschaffen, der seine Abstammung vom Propheten außer Zweifel setzte. Die geplante Reform will nicht nur alle überflüssigen Erregungen und zwecklosen Bewegungen bei den Zeremonien des Zikr abschaffen, sondern auch die Liturgie abändern und namentlich den Gebrauch des heiligen Gottesnamens (Allāh) einschränken.

Die Zeitung „Mo'ajjad“ brachte hierüber am 7. April 1912 (Nr. 6641) folgende wichtige Mitteilung:

اصلاح الطرق الصوفية

توجهت فكرة الكثيرين اليوم الى امل اصلاح الطرق الصوفية بمناسبة اسناد رئاستها العامة في القطر المصرى الى رجلين قادرين على ذلك اذا وضعا ايديهما معا وعقدا النية على القيام بهذا الواجب وقد علمنا ان كلا من فضيلة السيد عبد الحميد البكرى شيخ مشايخ الطرق الصوفية وسعادة شيخ السادة الوفايئة يشتغلان الآن بجمع الكتب المفيدة في اصلاح الطرق توصلا الى الغاية المطلوبة.

ومنذ يومين قد وصل الى سعادة شيخ السادة الوفايئة الكتاب الآتى:

فضيلة الاستاذ الاكرم

السلام عليكم ورحمة الله

وبعد فقد ارسل لى امس حضرة صاحب الفضيلة الشيخ محمد حسنين شيخ الجامع الاحمدى اربع نسخ من كتابين نفيسين وعرفنى بهديته هذه بكتاب رقيق ضمته اخلص ما تكنته الضمائر من الاخلاص والميل الصحيح للعمل بما يرفع منزلة الصوفية ورجال الطريق.

ولقد برهن على شعوره الراقى نحو الصوفية بان جعل هديته من جنس ما اشار اليه وفوق ذلك انه خص بها كلا من شيخ مشايخ الطرق الصوفية وشيخ السادات الوفاية وهما الشخصان الوحيدان المسئولان عن شؤون الصوفية عامة بالديار المصرية . ولقد طلب مني ضمن كتابه ذلك ان ابعث اليكم بنصيبكم من الهدية وانه ليسرني ان اقدم لفضيلتكم على يد حامل هذا هدية الاستاذ الجليل شيخ المعهد (المشهد؟) الاحمدى ضارعا الى الله ان يسلك بنا سبل الرشاد والتوفيق

عبد الحميد البكري

١٦ ربيع الثاني سنة ١٣٣٠

Die Aussichten dieser Reformbestrebungen dürften sehr zweifelhaft sein, solange die Volksbildung in Ägypten nicht allgemein ist, und namentlich die Kreise, aus denen sich die Mitglieder der sūfischen Bruderschaften vorzugsweise rekrutieren, noch kaum davon berührt sind.

Eine sehr empfehlenswerte Neuerung habe ich vor einigen Jahren bei einem kleineren Heiligenfeste, dem Mulid des 'Alī b. Ḥosēn Zēn el-'Abidīn (gest. 92 oder 94 a. H.), gesehen. Während dessen ganzer — 14tägiger — Dauer fand jeden Abend ein Vortrag (*ders*) über die Glaubens- und Sittenlehre des Islam statt. Man hatte dafür einen der ausgezeichnetsten Redner Kairos, ich glaube den Schēch el-Girbī, gewonnen. Wie die meisten Leute seines Standes legte er großen Wert auf kostbare Kleider und Wohlgerüche. Wenn wir nach den Vorträgen vor der Grabmoschee zusammensaßen und der Wasserkrug (*kulla*) kreiste, oder Kaffee gereicht wurde, zog er regelmäßig ein Fläschchen mit Jasmin- oder Rosenwasser aus seinem Beutel und träufelte ein wenig davon in das Getränke.

Die offizielle Einladung zum Feste, welche der ehrwürdige Schēch des heiligen Grabes versandte, hatte folgenden Wortlaut:

بسم الله الرحمن الرحيم

الحمد لله الذى تنزه عن الوالد والوالد * والصلاة والسلام على من كان مَوْلده
خير الموالد * وعلى آله الطاهرين * وذريته المباركين * الذين من احبهم ووصلهم احبه
ووصله الله * ومن ابغضهم وفاضلهم ابغضه وطرده الله * اما بعد * فان شمس الانوار

قد سطعت * وكواكب السعد قد طلعت * وبشائر السرور قد تنفست * وبلاابل
الانس على الاغصان قد غردت وترنمت * لافتتاح مولد الامام الاعظم سيدى على زين
العابدين * وملجأ القاصدين * ابن الامام الاعظم ابى عبد الله الحسين * عمّت
عليكم بركاتهما * ودامت عليكم نفحاتهما * آمين وقد وافق ابتداء عمارة مولده
الشريف يوم السبت مع ليلة الاحد الموافقة ليلة ٨ من شهر صفر وختامه يوم السبت
مع ليلة الاحد الموافقة ليلة ٢٢ منه لا زالت عوائدكم دائمة مبروره * وخيراتكم عند
الله مضاعفة ما جوره * ولكم مزيد الفضل والثواب * من المولى الكريم الوهاب *

شيخ خدمة
المقام الشريف
السيد محمد عابدين

Während die städtische Bevölkerung einen unentwirrbaren Knäuel von Rassenmischungen darstellt, haben die Beduinen ihren semitischen oder hamitischen, die Fellachen ihren altägyptischen Typus verhältnismäßig rein erhalten. Städtische Elemente werden nur höchst selten in den niederen Stand der Fellachen übergegangen sein. Bei den Beduinen, namentlich denen arabischer Herkunft, war es der hochentwickelte Rassen- und Ahnenstolz, welcher das Eindringen fremder Elemente erschwerte. Die Sklavinnenwirtschaft, welche der Bevölkerung der Städte so viel berberinisches und sudanesisches, türkisches und tscherkessisches Blut zugesetzt hat, konnte bei den Beduinen schon wegen ihrer Armut keine große Rolle spielen.

Dieser Gegensatz der Stände und Rassen macht sich in den politischen Strömungen der Gegenwart noch sehr bemerkbar. Als ich mit einem aufgeklärten Beduinen vom Stamme der Ūlād 'Azīz über die englische Fremdherrschaft sprach, erkannte er den großen Segen und Fortschritt, welchen sie dem Lande gebracht, nicht nur bereitwillig an, sondern verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß in Ägypten immer Fremde herrschen müßten. Gäbe es doch drei verschiedene Nationalitäten im Lande: Städte, Fellachen und Beduinen, von denen keine der anderen den Vorrang lassen würde. Nicht einmal die Beduinen des Gharb (westlich vom Nil) und des Scharḳ (östlich vom Nil) seien unter einen Hut zu bringen.

Von den Beduinen des Faijūm, zu denen ich allein in nähere Beziehung getreten bin, ist der größte Teil sesshaft oder halb-sesshaft geworden. Aber auch die jetzt ganz Sesshaften haben die alte Nomadenwohnung, das Zelt (*hēmā*), meistens beibehalten. Daneben gibt es andere, welche während des Winters in festen Häusern und nur den Sommer über in Zelten wohnen. Soweit der Arm der Regierung reicht, sucht sie die Sesshaftigkeit immer weiter durchzuführen. Das ist nicht leicht, aber die Gewöhnung der Beduinen an den Ackerbau dürfte noch schwieriger sein. Die Bearbeitung des Bodens gilt nach wie vor als verächtlich und des freien Mannes unwürdig. Nur die Ärmsten lassen sich in der bittersten Not dazu herbei. Für den Mann ziemt sich allein die Arbeit des Herdenhalters, Hirten und des Jägers. Das Räuberhandwerk im großen kann innerhalb der engeren Grenzen Ägyptens nicht mehr ausgeübt werden.

Die Wartung und Pflege der Tiere sowie die ganze häusliche Arbeit, Kochen und Nähen, liegt den Frauen ob. Daneben betreiben sie noch das Weben der Stoffe für Zelttuch und Säcke aus Kamel- und Ziegengarn, die Herstellung grober Teppiche und der Schmuckgeschirre für Pferde und Kamele. Das Graben des Salzes in der Wüste, wozu man sich oft stundenweit von den Zelten entfernen muß, besorgen aus begreiflicher Vorsicht meistens alte und häßliche Weiber. Der Mann, mit der langen Steinschloßflinte auf dem Rücken oder mit zwei schweren Steinschloßpistolen an der Seite, beschränkt sich gewöhnlich darauf, die Aufsicht auszuüben. Ganz anders bei den Fellachen, deren Männer und Frauen sich gleichmäßig in die schwere Feldarbeit teilen.

Die Kleidung der Beduinen des Faijūm wie des Gharb überhaupt unterscheidet sich von derjenigen der syrischen und arabischen Nomaden nicht unwesentlich. Die Kopfbedeckung besteht aus dem dunkelroten *ṭarbūš maghrabī* mit der weit in den Nacken herunterhängenden, schweren, blauen Seidentroddel. Unter diesem liegt ebenso wie unter dem *ṭarbūš 'emne* oder *'ilmī* der Städter die Schweißmütze (*ṭakīje*), welche den Ärmsten oft als alleinige Bedeckung dient. Deshalb wird der *Ṭarbūš* auch *ṭakīje hamra* genannt. Zum Schutz gegen Hitze wie Kälte kann über den *Ṭarbūš* noch kapuzenartig der sogenannte *Hirām* geschlagen werden. Dieser *Hirām* ist ein langes, schmales Stück Stoff aus Wolle, Baumwolle oder Seide. Der von mir getragene war 4 Meter lang und 1,27 Meter breit. Die Farbe ist gewöhnlich weiß oder grau und schwarz

gestreift. An den Schmalseiten befinden sich Quasten. Will man dieses Kleidungsstück anlegen, so macht man an einer Stelle des Randes der Langssseite, nicht weit von dem Ende, einen Zipfel und bindet diesen mit zwei Fäden einer Quaste fest. Die hierdurch entstehende Schlinge muß so weit sein, daß der Kopf bequem hindurchschlüpfen kann. Ist das geschehen, so hält man das Tuch, welches in seiner ganzen Länge nach links herabfallen muß, mit der Hand des ausgestreckten linken Armes fest und legt das freibleibende Stück mit der rechten Hand um die Schulter, oder um Kopf und Schulter. Ist dabei regelrecht verfahren worden, so fällt der Umhang auf allen Seiten gleichmäßig fast bis auf die Knöchel herunter. Bei jungen Burschen habe ich oft einen kürzeren *Ḥirām* (*nusse ḥirām*) gesehen, der nur die Hälfte des Oberkörpers bedeckte. über den *Ḥirām* kann in der kälteren Jahreszeit noch ein schwarzer Mantel (*‘abaje*), mit Armlochern aber ohne Ärmel, geworfen werden. Unter dem *Ḥirām* trägt man im Sommer bloß ein langes Hemd und darunter Hosen. Im Winter kommt bei den Wohlhabenderen über das Hemd noch ein Kaftan mit oder ohne Weste (*sideri*) wie bei den Städtern. Sehr eingebürgert haben sich in neuerer Zeit baumwollene Unterjacken. Dieselben bieten bei den während der Frühjahrsmonate vorherrschenden starken Nordwinden einen sehr wirksamen Schutz gegen Erkältungen, haben aber den Nachteil, daß das Ungeziefer schwer daraus zu vertreiben ist. Wer nicht barfuß gehen will, steckt seine Füße gewöhnlich in breite, gelbe Saffian-Pantoffel (*balgha*), die keine Absätze haben, und deren Kappen nach innen eingeschlagen sind. Dieselben können auch beim Reiten zu Pferde getragen werden, weil der orientalische Steigbügel, wegen der großen Breite seiner Sohle und Seitenrahmen, das Abgleiten der Pantoffel verhindert.

Entgegen der Gewohnheit der Statterinnen, aber in Übereinstimmung mit der der Fellachinnen, tragen die Frauen der Beduinen auch außerhalb des Zeltens nicht den Gesichtsschleier (*burqa* بُرْقَة), sondern den Kopfschleier (*tarḥa*). Derselbe läßt, selbst wenn er nicht zurückgeschlagen ist, meistens einen Teil des Gesichtes sehen. Die Natur der Wohnungs- und Lebensverhältnisse bringt es weiter mit sich, daß die Mädchen nicht so streng von dem Verkehr mit der männlichen Jugend abgeschlossen werden können wie in der Stadt. Darum sind Liebes- und Neigungsheiraten unter ihnen keine Seltenheit. Dementsprechend ist auch die Stellung der Ehe-



frau gegenüber ihrem Manne nicht so unterwürfig wie in der Stadt — vgl. oben S. 14 f. —, sondern freier. Sie redet ihn mit seinem Namen an, und beide nehmen die Mahlzeiten gewöhnlich gemeinsam ein. Vor einem Fremden verbergen sich Frauen und Mädchen nicht so ängstlich wie in der Stadt. Ja sie können ihm gegenüber sogar sehr zutraulich werden, wenn die zur Familie gehörigen Männer nicht zugegen sind; in deren Anwesenheit freilich müssen sie sich in den für sie bestimmten, abgetrennten Teil des Zelttes zurückziehen und dürfen nicht an der Unterhaltung teilnehmen.

Unter den verschiedenen Formen der Ehe ist die Zweiehe (vgl. oben S. 17) am meisten verbreitet. Eigentlich hat jeder anständige Beduine seine Darra. So oft ich mit Beduinen oder Fellachen zusammensaß, wurde ich nicht nur nach meiner Frau, sondern regelmäßig auch nach meiner Darra gefragt. Die Darra verträgt sich mit der älteren Frau nur selten und muß deshalb in einem besonderen Zelte untergebracht werden. Die Heiraten werden in noch jugendlicherem Alter eingegangen als in der Stadt, namentlich seitens der Männer. Daß Burschen von 15 Jahren Hochzeit halten, ist gar keine Seltenheit.

Von dem Ansehen, dessen sich der Häuptling eines Beduinenstammes (*šēh kabīle*, *ʿomdet-kabīle*) erfreut, kann man sich nicht leicht eine zu hohe Vorstellung machen. Es ist dabei ganz gleich, ob er ein jugendlicher Mann oder ein ehrwürdiger Greis ist. Sogar den Häuptlingen kleinerer Stämme wird mit einer Ehrfurcht begegnet, wie sie in Europa wohl nur gegenüber regierenden Fürsten üblich ist. Kommt der Häuptling in eine Versammlung, so erheben sich alle, einschließlich seiner ältesten Verwandten, und setzen sich erst wieder, nachdem er Platz genommen hat. Verläßt er die Versammlung, so springt wieder alles von den Sitzen auf, bis er außer Schweite ist. Wenn der Häuptling nicht gerade nach dem Harem oder einem unreinen Orte geht, ist er selten allein, sondern hat gewöhnlich einen Schwarm von Dienern, Verwandten, Freunden und Gästen um sich.

Trotz der Zentralisierung der ganzen Staatsverwaltung und Rechtspflege im heutigen Ägypten haben die Beduinen noch immer ein gewisses Maß eigener Gerichtsbarkeit behalten, namentlich in Zivilsachen. Ein Schēch von den Rimāh-Beduinen aus der Nähe von Minje sagte mir einmal folgendes darüber:

اغلب العربان المقيمين في بلادنا لا يرضيهم عقاب الحكومة بل منهم اناس

مخصوصين يلقبون في لغتنا بالمرضى وهم اشبه شئ بقضاة المحاكم الاهلية وما يكمن
به يكون نافذ المفعول على الطرفين.

Der Vorsitz in den Gerichtssitzungen ist im allgemeinen dem Häuptling vorbehalten. Doch wird ein großer und angesehener Schēch sich nicht mit verächtlichen Streitobjekten, wie Diebstahl oder Weiberangelegenheiten, abgeben, sondern dieselben einem Unterhäuptling überlassen. Der Urteilspruch erfolgt nicht auf Grund eines geschriebenen Kanon, sondern nach Herkommen, Recht und Billigkeit. Wenn sich zwei Parteien nicht einigen wollen, so werden sie von den Herumsitzenden heftig angefahren und oft mit derben Handgreiflichkeiten dicht vor die Richter gezerrt, bis sie sich dazu bequemen, nebeneinander Platz zu nehmen, sich die Hand zu reichen und vor einem Koranexemplare gemeinsam die Fāṭḥa aufzusagen. Das heißt man *ṣulḥ* machen. Hierauf begeben sich die Parteien nach einem anderen Platze und trinken gemeinsam Kaffee oder nehmen sonst ein Mahl ein. Erst jetzt ist der *Ṣulḥ* besiegelt. Diese Gerichte haben keine Exekutivgewalt, sondern lediglich moralische Autorität. Aber diese Autorität ist so stark, daß eine Person, welche sich einem Urteil nicht unterwürfe oder den *Ṣulḥ* bräche, in den schlimmsten Verruf käme und außer Landes gehen müßte.

Die Blutrache ist noch nicht ausgestorben, obwohl ihre Ausübung von den staatlichen Gerichten wie gemeiner Mord bestraft wird. Eine besondere Art der Blutrache ist der regelrechte Zweikampf. Um einen solchen auszufechten, begeben sich die Beteiligten tief in die Wüste hinein, wo sie vor den Augen der Polizeiorgane und Grenzwachen sicher sind.

Großen Ansehens erfreut sich der Dichter, d. h. der Mann, welcher die Fähigkeit besitzt, die neuen und neuesten Ereignisse in gereimter Rede aus dem Stegreife vorzutragen, und zwar gewöhnlich ohne jede Hilfe von Aufzeichnungen. Zwei solcher Dichter, die ich kennen gelernt habe, einen von den Rimāḥ-Beduinen, den anderen von den Ūlād 'Azīz, rühmten sich, niemals eine Zeile niedergeschrieben zu haben. Personen, die altüberlieferte Gedichte bewahren, sind mir dagegen nicht begegnet. Die Dichter und Sänger treten bei allen bedeutenderen, festlichen Veranstaltungen auf. Da sie gewöhnlich den ärmeren Kreisen angehören, fehlen sie nie, wenn in weitem Umkreise eine größere Schmauserei stattfindet, und

dürfen, wenn die vornehmsten Gäste getafelt haben, die Reste aufessen helfen.

Der Beduine lebt im allgemeinen einfach und genügsam und sieht, auch wenn er nicht arm ist, nur selten Fleisch auf seiner Tafel. Obwohl mein Gastgeber ein sehr wohlhabender Mann war, haben wir doch oft den ganzen Tag nur von Brot, Reis und Milch, oder von Brot, Honig und Milch gelebt. Nur ab und zu, bei besonderen Anlässen wird geschlachtet, und es finden dann große Schmausereien statt. Von den Riesenschüsseln, welche da aufgetragen werden, und von der Unersättlichkeit der Beduinenmagen macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Von zwei solcher Schmausereien, an denen ich teilgenommen habe, sei das Menü mitgeteilt:

- A. 1. Gebratene Hammelkeule.
 2. Gekochte Hammelkeule in Reis.
 3. Kleine Fleischstücke in Brühe.
 4. Melūḥje.
 5. Mišmišje (gekochte Aprikosen in Brühe mit Rosinen und Mandeln, das Ganze gekühlt).
- B. 1. Gekochte Hammelkeule.
 2. Truthahn gebraten.
 3. Kuskus (vgl. oben S. 27).
 4. Würfelförmig geschnittene, rohe Gurken in süßer Milch.
 5. Milchreis (*ruzz u-läbän*).

Die Numerierung soll nicht etwa die Reihenfolge der Gänge andeuten. Denn alles wird gleichzeitig aufgetragen, und jeder nimmt, was ihm beliebt. Es gibt indessen gewisse Speisen, die fast ausschließlich am Anfange des Mahles — z. B. Melūḥje —, und solche, die zuletzt verzehrt werden, z. B. Milchreis und Süßspeisen. Das Fleisch war immer äußerst zähe, da es, der Gewohnheit des Landes entsprechend, schon kurz oder gleich nach der Schlachtung in der Küche verarbeitet wird.

Zuweilen ist der Gastgeber mit der Animierung seiner Gäste, mit der Überwachung der Dienerschaft und anderem mehr so sehr beschäftigt, daß er sich nicht zusammen mit den Gästen zu Tische setzt, sondern sein Mahl später einnimmt. Es ist mir immer besonders komisch vorgekommen, wenn die Gäste in solchen Fällen dem allein speisenden Hausherrn zusahen und seine, alle paar Minuten wiederholte Aufforderung zum Mitessen (*tafaḍḍala*) lachend ablehnten.

Trotz der großen Armut der meisten Beduinen Ägyptens sind mir niemals Bettler unter ihnen begegnet. Dagegen traf ich mehrmals syrische Beduinen, welche im Faijūm für ihre armen Stammesgenossen in der Heimat Almosen sammelten. Sie bevorzugten bei ihren Bettelgängen die Stämme, welche angeblich oder wirklich mit ihnen verwandt waren.

Neben der eigenen Gerichtsbarkeit, von der schon früher (vgl. S. 34 f.) die Rede war, genießen die Beduinen Ägyptens noch ein anderes wichtiges Vorrecht, nämlich die Befreiung vom Militärdienst. Um Anteil an diesem Privileg zu gewinnen, gehen viele Fellachen darauf aus, sich durch erdichtete Stammbäume in Beduinengeschlechter einzuschmuggeln. Im Jahre 1911 hat die ägyptische Regierung angefangen, diese Verhältnisse wieder einer Neuregelung zu unterwerfen. Für das Faijūm wurde in der Hauptstadt — Medinet-al-Faijūm — eine besondere Behörde, die *Luġnat al-'Urbān* (لجنة العربان), eingerichtet, an deren Spitze der *Ķāimmaĵām* steht. Dorthin werden der Reihe nach alle zu diesem Regierungsbezirke (Mudīrġe) gehörigen Beduinengeschlechter vorgeladen und familienweise verhört, und zwar zuerst die ältesten, dann die jüngeren Glieder bis herab zu Kindern von 5 Jahren. Frauen werden im allgemeinen nicht vernommen. Die Angaben müssen auf den Koran beschworen werden. Die Entscheidung erfolgt nach folgendem Grundsatz: Alle diejenigen, welche nachweisbar zu Familien gehören, die in der im Jahre 1854 aufgestellten Liste der Beduinen verzeichnet sind, werden auch in den neuen „Defter“ aufgenommen, die anderen werden als Fellachen klassifiziert. Ich habe mehreren Sitzungen der *Luġna* beigewohnt und mit Erstaunen bemerkt, wie die des Lesens und Schreibens unkundigen Familienhäupter nicht nur die Namen ihres zahlreichen Nachwuchses bis auf die Urenkel herab auswendig wußten, sondern auch über die seitlichen Verzweigungen ihrer Familie bis ins einzelste unterrichtet waren. Dagegen war niemand in stande, sein Lebensalter genau anzugeben.

Meine Aufzeichnungen über die Gliederung der Beduinen des Faijūm kann ich jetzt noch nicht vorlegen, da sie nicht lückenlos sind und der Ergänzung und Kontrolle bedürfen. Ich muß mich deshalb auf einige Proben beschränken.

Als die wichtigsten Stämme (قبائل) des Faijūm wurden mir genannt:

Fawā'id	الفوايد
Rimāḥ	الرماح
Ḥarābī	الحرابي
Samālūs	سمالوس
Bara'še	البراعصه

Die Rimāḥ sitzen am stärksten im südlichen Faijūm und in den Mudīrījen Minje und Benī-Šuēf. Sie bildeten früher mit den Fawā'id eine einzige Ḳabile.

Die Stämme legen* noch immer Wert darauf, einen Stamm-
baum zu besitzen, wenn auch längst nicht mehr so viel wie in
früherer Zeit.

So wurde mir z. B. als Stammbaum des zu den Rimāḥ ge-
hörigen Geschlechtes Bāsil folgender angegeben:

عدنان — سليم — سعده — برغوت — فايد — رمح — ذريوى Deréwī
— تريريس Terérīs — ريدانه — صالح — باسل .

Fragt man einen Beduinen, wieviel Verwandte er habe, so wird er gewöhnlich eine sehr hohe Zahl nennen. Das braucht keine Übertreibung zu sein. Es ist ja begreiflich, daß infolge einer seit langer Zeit fortgesetzten Endogamie ganze Zeltdörfer miteinander verwandt sein können. Etwas anders zu beurteilen ist es, wenn die angegebenen Zahlen hoch in die Tausende gehen. In diesem Falle hat der Beduine das ganze Geschlecht oder den ganzen Stamm als seine Verwandten bezeichnet. Diese Auffassung ist sehr verbreitet.

Die Beduinen des Faijūm wie des Gharb überhaupt sind fast ohne Ausnahme Anhänger der Sekte der Senūsija, so daß Fernerstehende dieses Wort oft als Stammesnamen gebrauchen. Die Sekte ist gestiftet im Jahre 1835 von Si Moḥammed ben Si 'Alī ben Senūsī aus der Nähe von Hillil (Bezirk Mostaganem) im westlichen Algier. Die Veranlassung dazu war die Invasion der Franzosen. Dementsprechend sind in der Folgezeit fast alle Erhebungen gegen die französische Fremdherrschaft von der Senūsija geschürt worden. Neben der politischen Wühlerei betrieb die Sekte jedoch auch religiös-ethische Mission und ist in dieser Beziehung für die Nomaden

des inneren Nordafrika nicht ohne Segen gewesen.¹ Nach dem Tode des Gründers wurde sein Sohn Sī Mahdī Oberhaupt und verlegte im Jahre 1895 seinen Sitz von Djaghbūb nach der Oase Kufra im Innern der östlichen Sahara.

Man hatte in den letzten Jahren wenig von der Senūsija gehört, so daß man meinen konnte, sie sei eingeschlafen. Aber kaum hatten die Italiener im Herbst 1911 die Feindseligkeiten gegen Tripolis eröffnet, da stand sie schon gleich auf dem Plan, um mit dem altgewohnten Eifer an der Verteidigung der Heimat und der Religion mitzuwirken. Um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, siedelte der neue Chef der Sekte, Sī Aḥmed ben Sī Mahdī, nach der nominell zu Ägypten gehörigen Oase Sīva über. Seine Emissäre predigten den heiligen Krieg und kamen auch nach den ägyptischen Territorien, wo viele Hunderte von Gharb-Beduinen ihrem Rufe folgten. Ein Stamm, zu dessen² Häuptlingen ich nahe Beziehungen unterhalte, soll allein 700 Streiter entsandt haben. Diese Opferwilligkeit beruht, wie ich glaube, nicht allein auf religiösem Eifer und panislamischem Empfinden, sondern auch auf dem Bewußtsein naher Verwandtschaft mit den tripolitanischen Nomaden. Alle Beduinenstamme des Faijūm, mit denen ich bekannt geworden bin, betrachten die Gebiete von Benghazī und den Gebel aḥḍar als ihre frühere Heimat.

Alle die, welche nicht selbst in den Kampf ziehen konnten oder wollten, beteiligten sich durch Spenden von Geld oder Naturalien indirekt an diesem Gotteswerke. Aus Koranstellen, wie Sur. 9, 20, wo *باموالهم* („mit ihrem Vermögen“) vor *وانفسهم* („und mit ihrer Person“) steht, wurde, wie ich oft hörte, der Schluß gezogen, daß das erstere sogar verdienstlicher sei. Ich bin mehrmals mit einem Trupp von Beduinen ausgezogen, um in Zeltlagern wie Fellachendorfern solche Kriegsalmosen einzufordern. Einer Fellachenfrau, welche gleich Teppiche vor die Hütte legen ließ und Kaffee be-

¹ Einem Briefe aus der Zeit des tripolitanischen Krieges entnehme ich folgende Schilderung des Hinterlandes von Benghazī:

وكاها بلاد خربة ليس فيها من البناء سوى زوايا السادة السنوسية الذين عمروا هذه البلاد
للمصلاة والذكر والجماعات ولولاهم لما عرف الاهالى شيئاً من امور دينهم.

² Aus einem Briefe:

وللسادة السنوسية الفضل الاكبر في هذه الحرب فهم عمدتها وعدتها وقد حرصوا عموم
العرب على الجهاد لاعلاء كلمة الله ومساعدة ونصرة المساكين.

reiten wollte, erklärte der Häuptling, sie hätten heute keine Zeit, länger zu bleiben; sie solle nur eine ansehnliche Spende herbeibringen, das sei besser als tausend Tassen Kaffee (*di ahsan min elf finġan gaha'uwe*). Sehr rührend war es, als ein alter, blinder Koranlehrer sich von einem Knaben herbeiführen ließ und unter Rezitieren von Sur. 9, 20 ein halbes englisches Pfund hinlegte. Er wurde von den Sammlern über die Maßen gelobt und den Herumstehenden als leuchtendes Beispiel vorgehalten.

Als ich im Dezember 1911 von der großen Erbitterung, die namentlich unter den Beduinen des Gharb gegen alle Europäer herrschte, Kunde erhielt, befürchtete ich anfangs, den Plan, meinen Wohnsitz unter diesen Leuten aufzuschlagen, nicht ausführen zu können. Deshalb wandte ich mich noch einmal brieflich an einen mir befreundeten Häuptling, erhielt aber folgende beruhigende Antwort:

اهديك التحية والسلام قد وصلني اليوم خطابك الكريم المبشر بقرب
قدومك فنرحب بك مقدما اما من جهة الحرب الحاجزة فلا تأثير لهما في وجودك
عندنا ضيفا فانك لست من الطليان والحرب ليست دينية وحتى لو فرضنا انها دينية
فانت من اهل العلم الافاضل ومن رجال السلم والسلام فمثلك محل التكريم اينما
كنت فاذا قدمت الى مصر او الى دوارنا فانت في امان الله والسلام.

„Ich sende Dir Gruß und Frieden! Dein geehrtes Schreiben, das die frohe Nachricht von Deiner nahe bevorstehenden Ankunft bringt, hat mich heute erreicht. Was die Kriegslage anbetrifft, die eine Scheidewand aufrichtet, so hat sie auf Deinen Aufenthalt bei uns als Gast keinen Einfluß, denn Du gehörst nicht zu den Italienern, und der Krieg ist kein Religionskrieg. Aber selbst wenn wir annehmen, daß es ein Religionskrieg wäre, so gehörst Du doch zu den vortrefflichen Gelehrten und zu den Leuten des Heils und Friedens. Ein Mann wie Du ist Gegenstand der Ehrung, wo Du Dich aufhältst. Und wenn Du nach Ägypten kommst oder nach unserem Wohnsitz, so stehst Du im Schutze Allahs. Und Friede!“

Während meines Aufenthaltes im Fajūm bin ich mehrmals mit Beduinen zusammengetroffen, welche kürzlich aus Tripolis angekommen waren. Von diesen erfuhr ich sehr viel über die dortigen Verhältnisse. Was mir von ihren Mitteilungen zuverlässig oder sonst charakteristisch erschien, will ich im folgenden kurz zusammenstellen:

Als Enver Bey daranging, den militärischen Widerstand gegen die italienische Invasion zu organisieren, knüpfte er an die Grundlagen an, die das beduinische Stammwesen einerseits und das religiöse Ordenswesen der Senūsija anderseits geschaffen hatten. Da die Kabile sich aus einzelnen Unterstämmen (فروع oder فرق) zusammensetzt, die Schēchen verschiedener Abstufung unterstehen, so übertrug er diesen Personen je nachdem die Funktionen von Offizieren verschiedener Grade. An der Spitze von irregulären Heerhaufen findet man teils Stammeshäuptlinge, teils Leiter lokaler senüsischer Bruderschaften (*šeh zāwija*, *moḳaddem zāwija*). Im letzteren Falle besteht die Truppe gewöhnlich aus den Gliedern einer oder mehrerer Zāwija. Es kommt aber auch vor, daß ein Stamm sich zum Anführer im Kriege eben einen Senūsija-Schēch wählt, der im Rufe besonderer Tapferkeit oder Heiligkeit steht. Dagegen sind diejenigen Senūsija-Schēche, welche wir an der Seite der ein Kommando innehabenden Stammeshäuptlinge antreffen, in ihren Funktionen wohl auf die Leitung der religiösen Exerzitien beschränkt.

In einem Beduinenzelt sind gewöhnlich 15—20 Streiter untergebracht. Mahlzeiten werden zwei am Tage eingenommen: eine morgens und eine abends. Jede Kabile hat ihre eigene Fahne mit besonderen Farben — rot, grün, weiß, orange, rosa, blau usw. — Den meisten ist der osmanische Halbmond und das moslimische Glaubensbekenntnis aufgenäht. Eine besondere Uniform wird den Beduinen nicht gegeben. Sogar die in die regulären Linienregimenter (الفرق المنظمة) Eingereihten tragen als Abzeichen nur eine Art Binde (إشارة). (شارة تلتفّ حول كتف الواحد منهم وتحت إبطه الآخر).

Wie fast alle Söhne der Wüste zeichnen sich die Beduinen der Cyrenaika aus durch hervorragende Fertigkeit im Reiten und Schießen, durch großes Ungestüm im Angriff und eine fast japanische Todesverachtung. Ihre Haupttugend ist die Disziplinlosigkeit. Sie gehorchen nicht ihren militärischen Vorgesetzten, sondern tun im Kampfe, was sie wollen. Sie bevorzugen den Massenangriff und halten nur das Schießen aus dem Stande für ritterlich. Die türkischen Offiziere hatten große Not, ihnen klar zu machen, daß es keine Schande (*ʿeb*) sei, sich auf den Boden zu werfen oder sonst Deckung zu suchen, daß die weit auseinandergezogenen, dünnen Gefechtslinien im Kampfe mit europäischen Truppen den dichten Heerhaufen vorzuziehen seien, und daß es überhaupt nicht

darauf ankomme, Bravourstücke (الاعجاب والفخر) zu verrichten, sondern den Feind zu schlagen. Auch den alten, barbarischen Kriegsbrauch, keinen Pardon zu geben, sondern jeden Gefangenen, der ihnen in die Hände fällt, abzuschlachten, haben die türkischen Offiziere ihren Beduinen nur schwer abgewöhnen können.

Wenn europäische Zeitungen die Nachricht verbreitet haben, die Beduinen von Tripolis seien des Kampfes müde, würden die Waffen wegwerfen und sich in ihre heimatlichen Gaue zurückziehen, so trifft das für den überwiegenden Teil nicht zu. Denn die Feldbestellung in den Oasen ist in den Händen der alten Männer, Frauen und Kinder gut aufgehoben. Dagegen die Erwachsenen, und zwar beiderlei Geschlechts, lieben den Krieg, solange er auch dauert. Das Heerlager ist ihnen ein Fest wie der Šamm el-nesim den Ägyptern. Und wenn kein Kampf droht, vertreiben sie sich die Zeit mit religiösen Exerzitien (Zikr, vgl. oben S. 25 f.) oder mit weltlichem Gesang, Spiel und Tanz, wobei — im Unterschiede zu den mohammedanischen Städtern — beide Geschlechter zum Reigen antreten.

In zweiter Linie lockt den Beduinen der von der türkischen Regierung ausgeworfene Sold von zwei Piastern (= 40 Pfennig), was bei ihnen so viel ist wie in Alexandrien oder Kairo zwei Reale (= 40 Piaster). Auch erhalten sie für jeden Verwundeten eine Entschädigung (مكافأة) und für jeden Gefallenen ein Blutgeld (دية). Vor allem aber sind sie davon durchdrungen, daß die Verteidigung des Vaterlandes und der Religion ihre heilige Pflicht ist.

Einem arabischen Brief entnehme ich die folgende rührende Schilderung: „Als ich auf dem Wege nach Bēghāzī war, begegnete mir ein bewaffneter alter Mann und erzählte, daß sein Sohn im Glaubenskrieg gefallen sei und jetzt von seiner Mutter und seinen Brüdern beweint würde. Da sagte ich ihm: «Der Sultan wird dir Ersatz dafür geben und dich mit ausreichendem Lebensunterhalt versehen.» Er entgegnete: «Lebensunterhalt habe ich selbst genug; aber was soll ich meiner Frau und meinen Kindern sagen, wenn ich allein zu ihnen zurückkehre?» Da sprach ich zu ihm: «Sage ihnen, daß euer Bruder jetzt im Paradiese weilt und nicht tot, sondern lebendig ist und voller Freude; und wenn ihr ihn zur Rückkehr drängt, so würde er nicht folgen, denn er ist vereint mit den seligen Märtyrern.» Durch diese Worte war der Alte sehr beglückt, rief den Segen Allahs über mich und eilte voller Zuversicht heim in sein Zelt.“

Die Tätigkeit der Beduinenfrauen im Kriege ist eine sehr vielseitige. Jeder Zeltkameradschaft (siehe oben S. 41) sind zwei alte Frauen beigegeben, welchen die Verpflegung obliegt. Die Frauen und Mädchen fachen durch Wort und Lied den Kampfesmut und die Heimatsliebe der Männer an; sie loben den Tapferen und tadeln den Feigen, ja sie scheuen nicht davor zurück, diesen anzuspeien und zu schlagen. Während der Schlacht tragen sie Munition und Wasser herbei, sie leisten den Verwundeten Beistand und bringen die Toten in Sicherheit.

Aus arabischen Zeitungen erfahre ich von einer weiblichen Kriegsheldin, die sich an die Spitze ihrer Kabile stellte und sie gegen die Verschanzungen von Gergerisch (قرقریش) führte. Sie hatte keine Waffen, sondern nur einen Prügel in der Hand. Und selbst nachdem ihr ein Granatenstück den Arm zerschmettert hatte, schritt sie allen voran, bis die feindliche Stellung genommen war. Der ausführliche Bericht des in Kairo erscheinenden Journals „Liwā“ vom 20. Rabi' I a. H. 1330 lautet:

لما هجم العربُ كان في مقدمتهم امرأة عربية تستحثهم وتدعوهم الى القتال وكانت لا تحمل سيفاً ولا بندقية بل كان في يدها عصا من خشب الزيتون وكان صوتها يَدوى بين الصفوف فيزيد حماس المهاجمين وكان لونها اسمر ولها عينان براقتان نافذتان وحاجباها يلتقيان تحت جبينها فيجعلان لها منظراً عظيماً وكان في عنقها عقد من اسنان العاج يسطع سطعانا على صدرها وكان صوتها يتغير حيناً بعد حين بين الرجاء والامر والامل والالم والغضب والحُنا فيفعل بالرجال فعل الكهرواء وقد جرحت في ذراعها بانفجار قنبلة ولكنها استمرت هاجمة في المقدمة والدماء تسيل من ذراعها فأخذ منظرها وشجاعته من العرب كل مأخذ واصبحوا في الهجوم رجلاً واحداً فركبوا جناح الايطاليان الايسر وهزموه ودخلوا في الصف الاول من استحكاماتهم فوقت تلك المرأة الباسلة على احد تلك الاستحكامات والدماء تسيل من ذراعها و اشارت بيدها الى العدو تأمر المهاجمين باستمرار الهجوم لهزيمة هزيمة نهائية فكر الجيش واستولى على الاستحكامات الايطالية كلها وبعد الواقعة اجتمع العرب والأتراك حول القائدة الباسلة يهتفون لها ويتشددون وتقدم منها ضباط الأتراك يشنون على شجاعتها ووطنيتها فاجابتهم ما لي من حاجة الى هذا الثناء بل اعطوني بدلامنه

رصاصا وبنديقية ولما اعطوها الرصاص والبنديقية هلمت وكبرت فهلل وكبر جميع الجيش على صوتها وهي الآن معدودة في جملة ابطال هذه الحرب وقائدة الصفوف الى موارد الختوف فيا شقاء حظ الطليان بجيش هذه شجاعة نساءه فضلا عن رجاله وحقا ان بسالة هذه المرأة الباسلة تذكرنا بشجاعة اخواتها النساء العربيات في واقعة اليرموك في صدر الاسلام.

A: Oc 588

ULB Halle

3/1

001 161 504



